



Gemeinsam Kirche sein Impulse – Einsprüche – Ideen

Arbeitshilfen Nr. 286

Gemeinsam Kirche sein
Impulse – Einsprüche – Ideen

Arbeitshilfen Nr. 286

Inhalt

	Geleitwort	
	Von Bischof Franz-Josef Bode	4
	Einleitung – Wir müssen die Kirche nicht retten	
	Warum Vertrauen weiterführt – auch in der Kirche	5
	Von Bischof em. Joachim Wanke	
1.	Jeder Mensch ist zur Heiligkeit berufen	
1.1	Taufe	10
	Von Annette Schleinzer	
1.2	Würde, Weisheit und Kraft der Bürgerinnen und Bürger des Gottesvolks ...	12
	Von Elke Langhammer	
1.3	Ja, ich will Christin werden!	14
	Von Jutta Laege und Johannes Galert	
1.4	kath 2:30 Taufe und Firmung, im Kurzfilm gedeutet	15
	Von Hubertus Schönemann	
1.5	Berufen zur Heiligkeit – Berufen zur Caritas	17
	Von Christiane Hennig-Schönemann	
2.	Die vielen Charismen sind der Reichtum der Kirche	
2.1	Charismen	19
	Von Monika Altenbeck	
2.2	Zwölf Sätze zur Charismenorientierung	21
	Von der Pfarreiengemeinschaft Wuppertal Südhöhen	
2.3	Ehrenamtliches Engagement in der Hospizbewegung	23
	Von George Alexander Albrecht	
2.4	Charismenkurse. Von der Idee zum Finden der eigenen Charismen	24
	Von Monica Döring	
3.	Im Leben der Kirche wird Jesus Christus sichtbar	
3.1	Zur Sendung der Kirche in die Welt	27
	Von Gregor Predel	
3.2	Im Anfang war das Wort ... Partizipation vieler Akteure im Stadtteilnetzwerk	29
	Von Matthias Eggers	
3.3	Ökumenischer Domladen Bautzen	32
	Von Peter-Paul Straube	
3.4	Bibel lesen mit Christen und Nichtchristen	33
	Von Susanne Schneider	
3.5	„Auf fremdem Platz ...“ Kooperation mit der Volkshochschule Leipzig	34
	Von Hermann Kügler	
4.	Die Kirche ist priesterliches Volk Gottes	
4.1	Die Sakramentalität der ganzen Kirche und die sieben Sakramente	35
	Von Josef Freitag	

4.2 Der Kirche ein Gesicht geben – Gedanken eines Pfarrers zur veränderten Pastoral in einer sogenannten Großpfarrei 39
 Von Magnus Koschig

4.3 „Zum Paradies mögen Engel dich geleiten!“ Erfahrungen mit dem Beerdigungsdienst von Laien 41
 Von Peter Dückers

4.4 Vergebung – Thema in der Firmvorbereitung 43
 Von Kim J. N. Sell

4.5 Die Legende vom verlorenen Hirten 45
 Von Hermann Stenger

5. Leitung in der Kirche hat viele Gesichter

5.1 Leitung verändert sich 47
 Von Richard Hartmann

5.2 Leitung hat viele Gesichter – nur welche braucht es? 52
 Von Andreas Fritsch

5.3 Führungskultur aus dem Mönchtum!?! – Impuls aus der Benediktusregel .. 54
 Von Benedikta Krantz

5.4 Der pastorale Dienst in den Kolpingfamilien 58

6. Die Pastoral der Kirche erneuert sich

6.1 Die „plastische“ Pfarrei und die aktuellen Veränderungen in der Pastoral .. 60
 Von Hubertus Schönemann

6.2 Land stärken – Leben fördern – Glauben säen 64
 10 Leitsätze zur Landpastoral der Katholischen Landvolkbewegung

6.3 Die Pfarrei als pastoraler Raum 67
 Von Martin Pott

6.4 Inklusion befeuert *Gemeinsam Kirche (zu) sein* 69
 Von Jochen Straub

7. Wir wollen gemeinsam Kirche sein für alle Menschen 73
 Von Bischof Felix Genn

Logos und Links 77



* Die Karikaturen sind während des Gesprächsprozesses vom 12. – 13. September 2014 in Magdeburg von www.visuelle-protokolle.de gezeichnet worden.

Geleitwort

Von Dr. Franz-Josef Bode

Bischof von Osnabrück

Vorsitzender der Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz

Im August 2015 haben die deutschen Bischöfe das Wort zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ veröffentlicht. Ein Jahr später erscheint nun eine Arbeitshilfe, die die erste Phase der Rezeption dokumentiert und die dazu ermutigen will, die Impulse von „Gemeinsam Kirche sein“ in den Gemeinden und Gemeinschaften, den Verbänden und Einrichtungen der Kirche aufzugreifen, zu besprechen und umzusetzen. Die Arbeitshilfe präsentiert Basisinformationen und Impulstexte, wie sie in der pastoralen Praxis bereits Anwendung finden. Sie bietet Erfahrungsberichte, wie Erneuerung gelingen und wie das Zueinander von Priestern und Laien verbessert werden kann. Grundlegend dafür ist die Einsicht, dass vor aller – notwendigen und sinnvollen – Unterscheidung der Dienste und Ämter in der Kirche unsere gemeinsame Berufung durch die Taufe an erster Stelle steht. Die Taufe schafft eine fundamentale Gemeinschaft und Gemeinsamkeit. Durch die Taufe sind wir untereinander verbunden in Ebenbürtigkeit, weil der Herr selbst sich in ihr mit uns verbunden hat.

Unübersehbar steht das Wort „Gemeinsam Kirche sein“ auch in Zusammenhang mit dem überdiözesanen Gesprächsprozess „Im Heute glauben“ von 2011 bis 2015. In den vier zentralen Begegnungen auf Bundesebene und in den vielen Veranstaltungen in den Diözesen und Pfarreien hatten wir die Vision einer Kirche vor Augen, die Gott und den Menschen nahe sein will und ihr Zusammenleben mit den Menschen von heute so gestaltet, dass diese den Glauben sinnstiftend und erfüllend, kritisch und befreiend erleben. Die Menschen sollen sich in ihren verschiedenen Lebenswirklichkeiten angenommen wissen und in der Kirche ein Zuhause und echte Gemeinschaft finden können.

Von Anfang an war klar, dass dieser Prozess nicht mit einem Abschlussbericht oder einem Bischofswort ans Ziel gekommen ist. „Gemeinsam Kirche sein“ wird dort verwirklicht, wo die Kirche den Menschen nahe ist – in den Gemeinschaften und Gruppen, kirchlichen Einrichtungen und in den Gemeinden vor Ort. Wie diese Vision von Kirche unter den lokalen Bedingungen verwirklicht werden kann, soll in dieser Arbeitshilfe nicht ohne die Erfahrungen derer beantwortet werden, die die in ihrem Zeugnis und in ihrem Engagement der Kirche vor Ort ein Gesicht geben. Aus der Nähe zu den Menschen erwächst die Sehnsucht nach der Nähe zu Gott und aus der Nähe zu Gott die Nähe zu den Menschen.

Ich danke den Autoren und Autorinnen für Ihre Texte, die sie für die Arbeitshilfe geschrieben und zur Verfügung gestellt haben. Es handelt sich um Momentaufnahmen in einem laufenden Erneuerungsprozess, der in Treue zum Evangelium das Wirken des Hl. Geistes immer mehr zur Geltung kommen lassen will. Sie belegen auf unterschiedliche Weise, wie „Gemeinsam Kirche sein“ an unterschiedlichen Orten gelingen kann. „Gemeinsam Kirche sein“ ist nicht nur möglich, sondern hat schon längst begonnen.

Osnabrück, zu Pfingsten 2016

Einleitung

Wir müssen die Kirche nicht retten

Warum Vertrauen weiterführt – auch in der Kirche

IMPULS

Von Dr. Joachim Wanke
Emeritierter Bischof von Erfurt

Unterwegs zu einer neuen Sozialgestalt der Kirche

Die gegenwärtige Stunde des Christentums in unserem gesellschaftlichen Umfeld ist davon gekennzeichnet, dass gewohnte religiöse und kirchliche Imprägnierungen aus der Vergangenheit blasser werden. Es gibt ein tastendes Suchen und Ausprobieren neuer kultureller „Einkleidungen“ des Christlichen. Das Phänomen derartiger Transformationen ist prinzipiell nicht neu. Es ergab sich immer wieder bei Umbrüchen in der Glaubens- und Kirchengeschichte, etwa beim abrupten Ende der alten Reichskirche Anfang des 19. Jahrhunderts und beim Hineinwachsen von Kirche und Glaubenspraxis in die sich entwickelnde Industriegesellschaft. Solche religiös-kirchlichen „Nachmodernisierungen“ wurden in der Vergangenheit mehr oder weniger gut bestanden, meist freilich auch verbunden mit der Erfahrung, wie schmerzhaft die Trennung von anachronistisch gewordenen angeblichen Selbstverständlichkeiten sein kann.

Derzeit gilt es, den persönlichen Glaubensweg als getaufter und gefirmter Christ und eine zeitgemäße Kirchengestalt mit einer gesellschaftlichen Grundgestimmtheit zusammenzubringen, die von unübersichtlicher Pluralität, von Forderungen nach gesellschaftlicher Teilhabe und von gewachsenen Möglichkeiten zur Selbstbestimmung des eigenen Lebens geprägt ist. Dass man getauft ist, sagt ja noch lange nichts darüber aus, wie sich dies praktisch in der eigenen Biographie bemerkbar macht. Dazu kommt, dass weithin die Taufe im Säuglingsalter gespendet wird, also eine Entscheidung der Eltern bzw. der Herkunftsfamilie ist. Dass manche Getaufte sich nicht firmen lassen, also für sich auf eine Art „Ratifizierung“ des Taufgeschehens als junge Erwachsene verzichten, zeigt das Verblässen volkskirchlicher Strukturen in einer Gesellschaft, in der es mehr und mehr auf Selbstbestimmtheit und eigene Lebensprofilierung ankommt.

Nichts geht von selbst

Ich gebrauche einen profanen Vergleich: Das wiedervereinte Deutschland begeht Jahr für Jahr den Tag der deutschen Einheit – im Wissen darum, dass die innere Einheit unseres Landes sich nicht von allein einstellt. Diese „Einheit in Freiheit“ muss immer neu politisch gewollt sein und gestaltet werden. Sie ist eine immer auch ausstehende, niemals abgeschlossene Aufgabe, und zwar für alle Bürger, zumindest für deren qualifizierte Mehrheit.

So ähnlich ist das mit dem Christ-Sein in einer pluralen, auf weitgehender Selbstbestimmung des Einzelnen aufruhenden Gesellschaft. Nichts geht im Selbstlauf, weder die Sicherung und Festigung eines demokratischen Gemeinwesens, noch ein Christ-Sein, das mehr sein will als nur ein Namensetikett.

Im Blick auf unsere Fragestellung bedeutet das: Es braucht zunehmend eine vertiefte „Taufidentität“ für den, der bewusst und entschieden als Christ leben und als solcher die Kirche und ihre Lebensäußerungen mitgestalten will. Es reicht nicht, sich gleichsam aus zweiter Hand in seiner christlichen Lebensentscheidung von anderen Gegebenheiten her zu definieren – etwa aus Vorgaben einer Tradition heraus oder dem Wunsch, sich das eine oder andere Interessante aus dem Angebot des Christentums auszuwählen, ohne den Kern des Evangeliums mit seiner Umkehrforderung verstanden zu haben oder gar ernsthaft anzugehen. Christliche Existenz wird im derzeitigen gesellschaftlichen Kontext ohne Zweifel anspruchsvoller.

Es braucht freilich andererseits auch ein wachsendes Vertrauen in die Standfestigkeit und das Durchhaltevermögen der Einzelnen, als Getaufte in ihrem Leben ein solches christliches Profil ausprägen und durchtragen zu können – nach innen und nach außen. Was eigentlich selbstverständlich ist: Das Lebens- und Glaubenszeugnis eines Getauften, der das Evangelium zur inneren Mitte seiner Existenz zu machen sucht – und das auf unterschiedlichste Weise –, bedarf heute mehr als früher eines Vertrauensvorschlusses, besonders vonseiten des Klerus, des kirchlichen Amtes. Was manchmal unser innerkirchliches Klima belastet, ist die vorschnelle Etikettierung von Menschen als „halbgläubig“, „kirchenkritisch“ oder gar „böswillig“, was sich bei genauerem Hinschauen dann oft als falsch erweist. Es ist eine bekannte, allgemein menschliche Erfahrung: Latentes Misstrauen gängelt, verhindert Wachsen und Reifen und vergiftet Beziehungen. Allein Vertrauen, auch wenn es Enttäuschungen verkraften muss, schafft gemeinsame Zukunft.

Richtungsanzeige

Das Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ vom 1. August 2015 ist eine Richtungsanzeige, die sich aus dieser Zuversicht auf die positive Wirkung gegenseitigen Vertrauens speist. Eine solche Richtungsanzeige bedarf sicher noch näherer Ausgestaltung, je nach anstehender Situation und spezifischer Aufgabenstellung. Das ist nicht mit einigen klugen Anweisungen „von oben“ zu bewerkstelligen. Vertrauensbildende Maßnahmen bedürfen mit Sicherheit eines langen Atems, sie bedürfen vor allem des Mutes, eigene Grundüberzeugungen und für selbstverständlich gehaltene Mentalitäten auf den Prüfstand zu stellen.

Ich bin überzeugt: Zur kulturellen „Neueinkleidung“ christlicher Existenz und auch Kirchengestalt wird vor allem eine Neujustierung des Verhältnisses von Klerikern und Laienchristen gehören. Theologisch ist dazu im Zweiten Vatikanischen Konzil gut vorgearbeitet worden. Freilich ist das, was dort neu erkannt bzw. aus der alten Kirche wiederentdeckt wurde, noch längst nicht in der Praxis und vor allem im Bewusstsein vieler Getaufter, auch Amtsträger, angekommen. Daran gilt es zu arbeiten – auch wenn das eine Generationenaufgabe darstellt und durch zeitliche und geographische Ungleichzeitigkeiten, durch extreme Positionierungen oder zusätzliche gesellschaftliche Freisetzungssphänomene heftige Spannungen hervorrufen wird. Es braucht dennoch immer wieder neu eine Vision von Christ- und Kirche-Sein, die zumindest die Richtung andeutet, in die uns Gottes Geist in dieser geschichtlichen Stunde führen will.

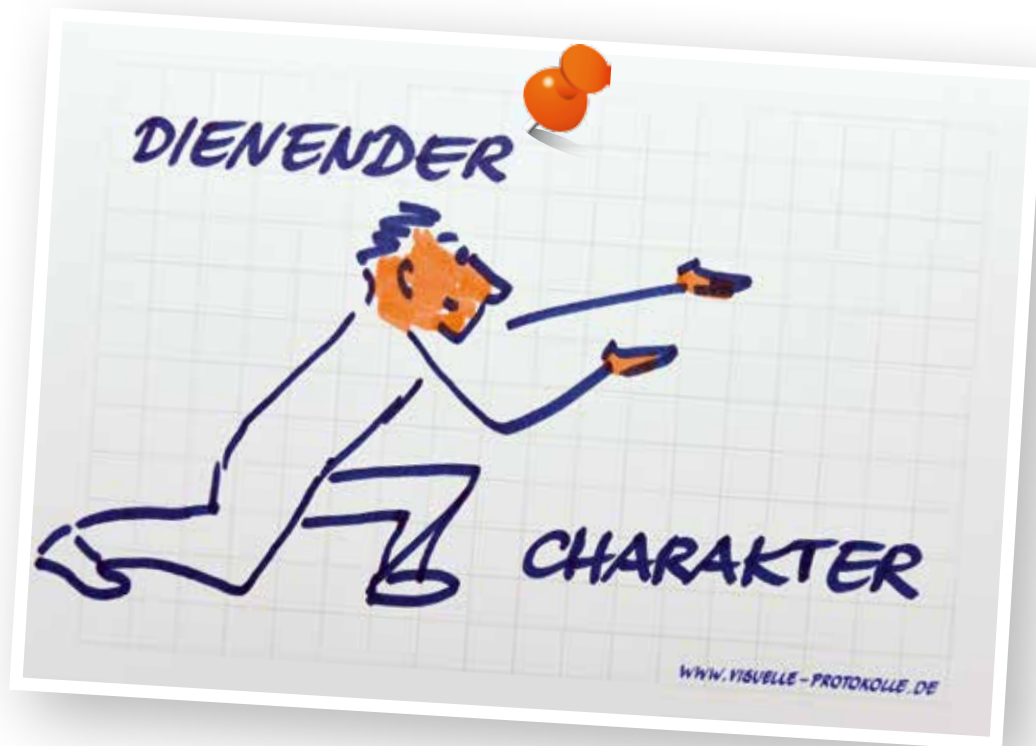
Das leichtere Problem in diesem Zusammenhang ist die Prognose, dass wir in unseren Ortskirchen mit einem stärkeren Rückgang von Hauptamtlichkeit in Seelsorge und kirchlicher Verwaltung rechnen müssen. Es ist eine historische Zufälligkeit, dass sich die katholische Kirche in der Bundesrepublik Deutschland im Blick auf Ortskirchen in anderen Regionen der Welt viel Hauptamtlichkeit leisten kann. Das bringt mancherlei Gewinn für die kirchliche Arbeit, hat jedoch auch seinen „Preis“, nicht nur an finanziellen Aufwendungen. Es befördert manchmal ein „Zweiklassen-Christentum“, bei dem leicht die eigene Anstrengung im geistlichen Leben, der eigene Einsatz beim Aufbau und Erhalt des kirchlichen



Gottesdienst beim
100. Katholikentag 2016
in Leipzig

Lebens, der Mut zum persönlichen öffentlichen Zeugnis für den Gottesglauben bei anderen abgeladen wird, eben bei denen, „die dafür bezahlt werden“. Meine Erfahrung bezeugt mir: Mein Gottesglaube gewinnt normalerweise nicht dadurch, dass ich ihn als Voraussetzung einer Berufstätigkeit nutze. Im Gegenteil: Mein religiöser Glaube begibt sich dadurch in eine besondere Gefährdung, in eine Art „Glaubwürdigkeitsfalle“, die dann gelegentlich durchaus Loyalitätskonflikte produzieren kann. Solche Überlegungen sind natürlich keine prinzipielle Infragestellung von Hauptamtlichkeit in der Kirche, die im Blick auf bestimmte Arbeitsfelder sicher notwendig, wenn auch eingeschränkter, bleiben wird.

In gewissem Sinne unterliegt auch das sakramentale Weiheamt in der Kirche, das zu deren wesenhafter Grundausstattung gehört, dieser Spannung, werden doch zumindest hierzulande Pfarrer und Bischöfe für ihren Dienst entlohnt. Damit berühren wir ein zweites, durchaus schwierigeres Spannungsfeld innerhalb des kirchlichen Lebens, von dessen sachgerechter Ausgestaltung und immer neuer Befriedung in Zukunft viel abhängen wird. Es ist durchaus heilsam, sich immer wieder vor Augen zu halten, dass speziell kirchliche (auf Weihe beruhende) Leitungsämter nicht wesenhaft mit Hauptamtlichkeit verbunden sein müssen. Der Apostel Paulus, wahrlich nicht an mangelndem Autoritätsbewusstsein leidend, übte als Zeltmacher einen säkularen Beruf aus, von dem er leben konnte.



Nicht Monarchie, nicht Demokratie

Nun darf man sicher nicht ahistorisch urteilen und die „Embryonalgestalt“ von Kirche gegen jene Gestalt von Kirche ausspielen, die sie in späteren Jahrhunderten gewann – aus welchen Gründen auch immer. Doch ist unstrittig, dass die Sozialgestalt der Kirche sich nicht einfach in einer Nachahmung (manchmal auch „Nachäffung“) säkularer Strukturen, Funktionsmuster bzw. Herrschaftsformen erschöpfen darf. Selbst wenn sich in der Geschichte kirchliches Leben immer wieder an säkularen Vorbildern orientierte, wie beispielsweise die späteren „Diözesen“ an antik-römischen Verwaltungseinheiten oder die frühe Gestalt der christlichen Kirchen an der „Basilika“ als antiker Versammlungshalle, wurden solche Übernahmen immer auch vom Selbstverständnis der Kirche her überformt, gleichsam „getauft“.

Es gilt zu bedenken, dass Kirche eben eine „res mixta“, eine Gemeinschaft besonderer Art ist, einerseits ein soziologisch erfassbares Menschengebilde, andererseits ein Glaubensgegenstand, der in das Credo der Kirche gehört und dem „Gesetz Christi“ (vgl. Gal 6,2) unterworfen ist. Mein bischöflicher Vorgänger Hugo Aufderbeck (+ 1981) pflegte zu sagen: „Wir sind als Kirche keine Monarchie, denn wir alle sind Schwestern und Brüder; wir sind aber auch keine Demokratie, denn wir alle haben einen Herrn!“ Was bedeutet das aber für das Verhältnis der Einzelchristen zu den geweihten Amtsträgern und deren Aufgaben?

In einem Aufsatz von 1954, also schon lange vor dem letzten Konzil, hat einer der großen Theologen und geistlichen Lehrer unserer Kirche, Hans Urs von Balthasar (+ 1988) das Verhältnis des Christen zum geweihten Amtsträger mit dem altertümlichen Bild des kämpfenden Ritters umschrieben, der von seinem Waffenträger begleitet wird. Kämpfen muss der Ritter – sein Knappe kann ihm nur die Angriffs- bzw. Abwehrwaffen reichen, die der Ritter gerade am dringlichsten braucht.

Das Bild ist zwar etwas militaristisch, aber in der Sache zutreffend, zudem durchaus biblisch (vgl. etwa Eph 6,10 ff.). Die „christifideles“, also die Getauften und Gefirmten sind es, die in Welt und (!) Kirche das Licht des Evangeliums auf den Leuchter zu stellen haben –

Diakone, Priester und Bischöfe einschließlich Papst können ihnen dabei nur die „Waffen“ reichen, sprich: auf das österliche Licht verweisen bzw. ihnen helfen, dank der Gaben, die der Herr durch ihren Dienst seiner Kirche schenkt, diese österliche Hellsichtigkeit in ihren Herzen zu bewahren und mit dieser Hellsichtigkeit „diagnostisch“ und „therapeutisch“ tätig zu werden.

Und umgekehrt gilt: Der kämpfende „Ritter“ kann sich nicht hinter seinem „Knappen“ verstecken. Er muss vorangehen. Er muss eine Gestalt des Christseins ausprägen, die in seiner Zeit das Evangelium zum Leuchten bringt. Er selbst also ist gefragt, mit seinem Glaubensmut, seiner missionarischen Phantasie, seiner ganz persönlichen Liebe zum Herrn, die ihn im Kampfgetümmel der jeweiligen Zeit und Stunde nicht erlahmen lässt. Das ist das richtige Verhältnis von geweihtem Amtsträger und Getauften, wobei ich aus eigener seelsorglicher und kirchlicher Praxis weiß, dass das leider nicht immer so gesehen wird. Es gibt Knappen, die machen sich wichtiger als die Ritter, oder sie meinen gar, sie könnten allein die Schlacht schlagen.

Vertrauen führt weiter

Selbstbesinnung tut also Not – auf beiden Seiten. Es wird nur „gemeinsam“ gehen, jeder mit der Gabe und Aufgabe, die ihm zugedacht ist. Wir sind in unseren Ortskirchen schon dabei, angesichts veränderter weltanschaulicher Windrichtungen „die Segel neu auszurichten“, sprich: die Botschaft des Evangeliums vertieft als Freisetzungsbotschaft zu verstehen und zu leben. Ich denke an das tapfere Zeugnis von Gläubigen in den DDR-Jahrzehnten, gerade jener, die nicht durch ein kirchliches Amt „geschützt“ waren. Solche Lebensbeispiele, trotz aller ideologischer oder gesellschaftlicher Gängelungsversuche „in der Wahrheit zu leben“, gibt es auch heute. Ich sehe im Kern unserer Gemeinden und Gemeinschaften Frauen und Männer, die einen christlichen Selbststand gewonnen haben, der überzeugend und einladend ist.

Und wir sind schon dabei, uns in einer sich wandelnden Kultur kirchlich „neu einzukleiden“, sprich: die Rahmenbedingungen zu sichten, die kirchliches Leben zukünftig bestimmen werden, seien es die vorhandenen Charismen und Gaben der Getauften oder auch die materiellen Ressourcen der Ortskirchen; seien es der Ausbau bzw. die Festigung synodaler Strukturen oder der notwendige Wandel in der Selbstdarstellung des kirchlichen Amtes hin zu größerer Bescheidenheit. Solche und andere Fragestellungen machen übrigens den Weg der Kirche durch die sich verändernden Zeitläufte so spannend, auch heute.

Es gibt in unserer Kirche vielfältige gute Ansätze zu solcher Wandlungsbereitschaft. Gerade wenn es um Fragen des Einsatzes für andere geht, um Solidarität mit den Schwachen, Kranken, (und jetzt aktuell) den Fremden, wenn „Barmherzigkeit“ gefragt ist, die der Gerechtigkeit „aufhilft“ und sie „menschlich“ bleiben lässt, da ist auf gläubige Menschen Verlass, auch auf den Klerus und unsere Frauen und Männer im kirchlichen Dienst. Das ist meine Erfahrung. Als Bischof und Seelsorger habe ich gelernt: Ein Vorschuss an Vertrauen führt weiter als permanentes Misstrauen. Zudem hat es mich davon entlastet zu meinen, alles hänge allein von mir ab. Ob man so „gemeinsam Kirche sein“ kann?

1. Jeder Mensch ist zur Heiligkeit berufen

1.1 Taufe

Von Annette Schleinzer

Zum Christsein gehört und gehörte von Anfang an die Taufe. Durch sie werden Menschen in die Gemeinschaft derer aufgenommen, die Jesus Christus nachfolgen. In allen christlichen Kirchen gilt die Taufe deshalb als grundlegendes Sakrament.

Was bedeutet Taufe?

Die Taufe ist zuallererst eine Zusage: Die Zusage von gelingendem Leben, das den Getauften geschenkt ist – ohne jede Vorleistung. Dieses „Leben in Fülle“, das Jesus verkündet und den Menschen ganz konkret durch seine heilende Nähe vermittelt hat, bricht jetzt auf Erden schon an, nicht erst im „Jenseits“. Mit diesem Leben – das auch das „ewige Leben“ genannt wird – ist den Getauften eine Hoffnung gegeben, die auch durch den Tod nicht zerstört werden kann. Jesus selbst hat das versprochen – und in seiner Auferstehung sozusagen „besiegelt“.

Mit der Taufe wird zugleich ein Auftrag gegeben: von dieser heilenden, befreienden Perspektive Zeugnis abzulegen in den Zusammenhängen, in denen die Getauften leben. Dabei geht es nicht nur um ein Bekenntnis mit Worten. Vielmehr soll das eigene Leben immer mehr durch Hoffnung und Liebe geprägt sein und so zum Zeichen werden und in Handlungen münden, die auch andere Menschen in diesen Raum der Hoffnung und Liebe mit hineinnehmen. Vor allem Armen und Bedrängten, Suchenden und Fragenden gilt diese Zuwendung. Nach dem Vorbild Jesu geschieht dies jedoch nicht „von oben herab“, sondern als Begegnung „auf gleicher Augenhöhe“. Eine solche Begegnung verändert beide Seiten und lässt beide zu Gebenden und Nehmenden werden.

Die Getauften, die zu dieser Art des Zeugnisses und der Begegnungen befähigt und beauftragt sind, bilden so miteinander Kirche und nehmen am Sendungsauftrag der Kirche teil. Alle Getauften werden „zu einem geistigen Bau und einem heiligen Priestertum geweiht ...“ (*Lumen gentium* 10). Die Aufspaltung in „Weltdienst“, der den Laien zukommt, und „Heilsdienst“, der den Priestern vorbehalten ist, ist seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil überwunden worden. So ist der Blick wieder frei geworden für ein ursprüngliches Verständnis von Kirche-Sein: Alle sind berufen, die Liebe Jesu ungeteilt zu empfangen und ungeteilt weiterzugeben.

Im konkreten Taufvollzug wurde in der Urkirche den Täuflingen durch äußere Zeichen und Handlungen vermittelt, wie bedeutend diese Zusage und diese Beauftragung ist. Charakteristisch war dabei die Überzeugung, dass mit der Taufe auf den Namen Jesu Christi auch der Hl. Geist zuteilwird. Insofern gehörten in der Alten Kirche Taufe und Firmung eng zusammen. In der Praxis der katholischen Ostkirche und der orthodoxen Kirchen bilden diese Sakramente – zusammen mit der Eucharistie – auch heute noch ein untrennbares Ganzes.



Dr. Annette Schleinzer, Ordinariatsrätin und theologische Referentin des Bischofs von Magdeburg, Schwerpunkt auf der Vermittlung der Spiritualität Madeleine Delbrêls, Exerzitienbegleiterin und Lehrerin für Rhythmus-Atem-Bewegung, Lehr- und Übungsweise nach H. L. Scharing, von 2000–2008 geistlich-theologische Leiterin des kfd-Diözesanverbands Magdeburg.

In den westlichen Kirchen ist dieser Zusammenhang im Lauf der Geschichte zurückgetreten. Das lag vor allem daran, dass sich spätestens im 6./7. Jahrhundert die Kindertaufe durchsetzte, nachdem in der Alten Kirche die Erwachsenentaufe – nach einer dreijährigen strengen Vorbereitungszeit – die Regel war.



Sind die Getauften nicht eine Ersatzlösung für fehlende Priester und jetzt auch für zunehmend fehlende hauptberufliche Laiendienste? Würde man an ihre Verantwortung als Getaufte appellieren, wenn die Ressource bei diesen beiden Personengruppen nicht so spürbar zurückginge?

Die Taufe ist der Anfang eines Weges

In der Kindertaufe kommt vor allem der Aspekt des Taufgeschehens deutlich zum Ausdruck: Die Zuwendung Gottes, seine Vergebung, sein Heil wird vor aller menschlichen Leistung geschenkt. Vonseiten der Täuflinge bedarf es der gläubigen Annahme und Zustimmung in dieses Geschehen der Zuwendung Gottes, damit es sich entfalten kann. In der Kindertaufe übernehmen die Eltern und Paten stellvertretend diese Aufgabe.

Taufe ist dann der Anfang eines Weges, den Gott gestiftet hat und der sich im gläubigen Lebensvollzug entfalten kann. Dazu bedarf es der Gemeinschaft: Glauben heißt miteinander glauben.



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/heiligkeit/>



Dieser Text ist dem Begleitheft des Prozesses der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) „Charismen leben. Kirche sein“ entnommen. Weitere Informationen auf: www.kfd.de, twitter.com/kfd_BV und facebook.com/kfd. Bundesverband.

Erwachsenentaufe

IMPULS

1.2 Würde, Weisheit und Kraft der Bürgerinnen und Bürger des Gottesvolks

Von Elke Langhammer



Dr. Elke Langhammer, Beauftragte für Ehrenamt und Engagementförderung der Erzdiözese Freiburg, Leiterin des Referats Missionarische Pastoral im Erzbischöflichen Seelsorgeamt, freiwilliges Engagement: Beteiligung an einem Bürgerbühnen-Projekt am Freiburger Theater.

Wohin man auch schaut – das Wissen und die Expertise von Bürgerinnen und Bürgern sind gesellschaftlich zunehmend gefragt: Universitäten und Forschungsinstitutionen entdecken „Citizen Science“ und interessieren sich für das Wissen, das Alltagsforscherinnen und -forscher generieren. Unternehmen begreifen ihre Kundinnen und Kunden als Innovationsquelle und Wertschöpfungspartner bei der Entwicklung neuer Produkte, nicht länger nur als passive Konsumentinnen und Konsumenten. Nationaltheater und Staatsschauspiele etablieren unter ihrem Dach „Bürgerbühnen“: In Inszenierungen, Spielclubs und Bürgerdinners bringen Bürgerinnen und Bürger sich selbst und ihr Leben als „Expertinnen und Experten des Alltags“ auf die Bühne.

Das Wissen und die Expertise, die hier nachgefragt werden, zeichnen sich durch besondere Qualitäten aus: Lebensnähe, Konkretheit, Authentizität, Erfahrungssättigung, Handlungsorientierung und Fähigkeit zum vernetzten Denken.

Viele engagierte ehrenamtliche Laien fühlen sich „instrumentalisiert“, wenn sie nun als Berufene und Getaufte zum Engagement für die Kirche aufgefordert und noch mehr: zur Übernahme von Verantwortung in der Kirche und für die Kirche gedrängt werden. Da muss doch das Gefühl hochkochen: Jahrelang sind wir von aller echten Mitgestaltung ausgeschlossen worden und nun sollen wir den Karren aus dem Dreck ziehen!

All diese Institutionen und Organisationen interessieren sich für das Bürgerwissen, weil ihnen etwas fehlt, weil sie einen Mangel spüren und weil sie hoffen, ihrem Auftrag oder Unternehmensziel auf diese Weise besser gerecht zu werden: Als Forschungsinstitution raus aus dem „Elfenbeinturm der Wissenschaft“ zu kommen, als Kulturinstitution mehr gesellschaftliche und lebensweltliche Relevanz und Akzeptanz zu erhalten, als Unternehmen höhere Marktakzeptanz durch verbesserte Produktentwicklung zu erreichen.

Wie steht es mit der Kirche?

Es mehren sich die Anzeichen, dass auch die Kirche dabei ist, das Wissen und die Weisheit der Bürgerinnen und Bürger des Gottesvolks zu entdecken, anzuerkennen und fruchtbar zu machen, um ihrem ureigenen Auftrag gerecht(er) zu werden und besser nachkommen zu können.

Im Straßburger Münster wurde im Jahr 2015 – tausend Jahre nach Beginn der Arbeiten an den Münsterfundamenten – ein neues Glasfenster eingebaut: der „Christus der hundert Gesichter“. Aus den Porträts hunderter Menschen, die im Münster fotografiert wurden, entsteht ein Christusantlitz. Sie habe im Porträtieren das Innenleben der Leute, etwas Intimes gesucht und gefunden, sagt die Künstlerin Véronique Ellena. Und sie sei überzeugt davon, dass das Heilige fundamental sei.

„Gemeinsam Kirche sein“, das Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral, spricht von der „geistlichen Autorität“, die allen Getauften und Gefirmten verliehen worden ist, und ermutigt alle Christinnen und Christen, ihre geistliche Autorität wahrzunehmen und zu entwickeln. Autorität wahrnehmen und ausüben kann freilich nur der, dessen Autorität auch gesehen und anerkannt wird.

Was macht die Autorität der Bürgerinnen und Bürger des Gottesvolkes aus?

Ermächtigt zum Leben und erwählt zum Glauben sind Getaufte und Gefirmte Expertinnen und Experten des Lebens: Mit reicher Lebenserfahrung und Weisheit ausgestattet, kundig und wissend, was das Leben in seinen Höhen und Tiefen, in seiner Schönheit und seinem Grauen ausmacht, was Geboren-Werden und Sterben-Müssen, was Liebe, Gelingen, Misslingen, Schuldigwerden bedeuten.

Ermächtigt zum Leben und erwählt zum Glauben sind Getaufte und Gefirmte auch Expertinnen und Experten des Glaubens: „von Gott ins Vertrauen gezogen“, seinem königlichen Rat und seiner Priesterschaft angehörend, mit „Glaubensinstinkt“ ausgestattet (*Evangelii gaudium* 119), reich an Gottesahnung und Gotteserfahrung. In ihnen und durch sie ereignet sich das Evangelium immer und immer neu, wird erfahrbar, sichtbar und hörbar. Jede Christin, jeder Christ besitzt eine „primäre geistlich-pastorale Kompetenz“. Oder mit einer prägnanten Formulierung Karl Rahners ausgedrückt: „Jeder getaufte Christ ist ein geweihter Seelsorger.“

Diesem Schatz, diesem Reichtum an Glaubens- und Lebenswissen gilt es Raum zu geben und nicht im Weg zu stehen.



Austausch beim Gesprächsprozess, Stuttgart 2013

PRAXISBERICHT

1.3 Ja, ich will Christin werden!

Von Jutta Laege und Johannes Galert

Dina Winkelmann aus Wattenscheid hat sich ihren Kindern zuliebe taufen lassen. Es war ein langer Weg. Aber er hat sie stark gemacht.

Dina Winkelmann erinnert sich noch, dass sie als Kind auf den Friedhof von St. Maria Magdalena gegangen ist. Dort war die Uroma begraben. Aber ansonsten hatte sie mit Gott nicht viel am Hut. Ihre Mutter war aus der Kirche ausgetreten, die Tochter war nie getauft worden.

Und dann gab es da die Geschichte von Klaus und Ute Winkelmann, den Schwiegereltern Dinas. Der heute 85-jährige Winkelmann war geweihter Priester, arbeitete als Seelsorger in der früheren DDR. Bis er seine spätere Frau Ute kennenlernte. Er musste das Priesteramt niederlegen, wurde Ehemann und Vater, blieb der katholischen Kirche aber dennoch treu. Klaus Winkelmann war der erste Ansprechpartner, als seine Schwiegertochter ihr ungewöhnliches Anliegen vortrug: „Ich möchte mich taufen lassen“.

Zuvor hatte sie nur mit ihrem Mann Michael darüber gesprochen. Er konnte am besten nachvollziehen, was in ihr vorging seit der Geburt des zweiten Sohnes Leander im November 2013. Niemand hatte während der Schwangerschaft vorausgesehen, was auf die jungen Eltern und den Säugling zukommen würde. Leander kam mit einer Lippen-Kiefer-Gaumenspalte zur Welt. Er hatte keinen Mund; man schaute direkt in den offenen Rachen. Ein Anblick, den die Eltern nie vergessen werden. Ein Schock? Nein, Dina Winkelmann widerspricht vehement. Das Gefühl war ganz anders: Sie spürte eine wahnsinnige Kraft. „Ich habe gemerkt, dass ich ein großes Vertrauen empfand, dass mit ihm alles gut wird. Ja, das war so eine Art Gottvertrauen.“

... vorbehaltlos willkommen!

Der kleine Leander musste seither siebenmal operiert werden, Fachärzte formten eine neue Oberlippe, schlossen die Lücken zu Nase und Gaumen. Weitere Eingriffe werden folgen. Leander wird eine besondere logopädische Betreuung benötigen, aber das Schlimmste scheint überstanden. „Mir ist mein Glaube auf diese Weise besonders bewusst geworden“, sagt Dina Winkelmann. Und so habe sie sich entschieden: „Wenn wir die Kinder taufen lassen, möchte ich das auch.“

Ihr Mann Michael war überrascht. „Aber ich fand die Vorstellung auch sehr schön.“ Der Schwiegervater empfahl ihr die Pfarrei St. Maria Magdalena. Dorthin wandte sich die junge Mutter, nicht ahnend, dass ein monatelanger Weg vor ihr lag. „Austreten geht schneller als eintreten“, schmunzelte sie. Aber sie empfand jede Begegnung, jedes Gespräch, jede Feier zur Vorbereitung auf die Taufe als erfüllend. Vor allem die Aufnahme in die Gemeinde habe sie sehr berührt. „Ich habe mich dort so willkommen gefühlt.“ Und schließlich habe sie auch die Idee, die Taufe urchristlich und ursprünglich zu zelebrieren – wie es in Wattenscheid geschieht – nicht mehr losgelassen.

Ein gutes halbes Jahr nach der Kontaktaufnahme mit der Gemeinde ist Dina Winkelmann als einzige Erwachsene in der Osternacht getauft worden. Sie betet jetzt anders als früher, sagt sie. Und hält häufiger inne. Auch der Blick auf die Kirche sei nun ein anderer. „Ich habe viel gelernt und verstehe vieles besser. Es war ein sehr intensiver und spannender Weg. Und er hat sich auf jeden Fall gelohnt!“



Der Text ist dem Magazin „Bene“, Ausgabe April/Mai 2015 entnommen. BENE heißt das kostenfreie Magazin des Bistums Essen, das seit Dezember 2013 alle zwei Monate erscheint. Es erzählt lebensbejahende Geschichten und will Lust auf Glaubensthemen machen. Verantwortet wird BENE von der bischöflichen Stabsabteilung Kommunikation in Vertretung des Herausgebers, Bischof Franz-Josef Overbeck. Redaktionsleiterin ist Jutta Laege. Weitere Informationen auf: www.bene-magazin.de.



„Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist!“

IMPULS



Dr. Hubertus Schönemann, Leiter der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral e. V. (KAMP), *1966, stammt von der Oberrheinebene, theologische Studien in Freiburg, Rom und Jerusalem, Pastoralreferent für Gemeindegeseelsorge und Erwachsenenbildung im Dekanat in Hamburg und Goslar, Hochschuleseelsorger in Braunschweig, Promotion an der Universität Osnabrück über biblische Texte der Anklage Gottes („Der untreue Gott und sein treues Volk“), beschäftigt sich mit Grundfragen der Glaubensverkündigung und -kommunikation, verheiratet, drei Kinder. Weitere Informationen auf: www.kamp-erfurt.de; www.euangel.de; www.internetseelsorge.de; www.katholisch-werden.de.

1.4 kath 2:30 Taufe und Firmung, im Kurzfilm gedeutet

Von Hubertus Schönemann

Eine junge Frau wird gezeigt, die mit geschlossenen Augen unter Wasser getaucht ist. Dazu ertönt ihre Stimme: „Ich will nicht mehr ..., Erwartungen erfüllen, Angst vor Versagen ... Das alles soll endlich ein Ende haben.“

So beginnt das Video-Podcast der Wuppertaler Citypastoral über die Taufe („baptízein“). Das kurze Stück ist als Episode 19 in der Reihe kath 2:30 im Internet abrufbar. Im Film wird dargestellt, was die Symbolik der Taufe nach dem 6. Kapitel des Römerbriefs bedeutet: Der alte Mensch stirbt mit Christus symbolisch, der neue Mensch taucht auf und lebt nun in der neuen Sphäre des Christus. Sterben und Auferstehen. Ein neuer Mensch werden. Ablegen, was an Begrenzungen, Zweifeln, äußeren Zuschreibungen bindet und fesselt. „Jeder scheint zu wissen, was das Richtige für mich ist ...“. Die Freiheit der Kinder Gottes.

Meine Entscheidung!

Das Video zeigt dies als existenziellen Vorgang der jungen Frau. Im Hintergrund ertönt eine männliche Stimme: „Ego te baptizo in nomine patris et filii et spiritus sancti – Ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“. Erst allmählich wird deutlich, dass es sich tatsächlich um eine Taufe handelt, die in unseren Breiten ja eher durch Übergießen mit Wasser über den Kopf als mit tatsächlichem Untertauchen ins Wasser vollzogen wird. Im Hintergrund ertönt brausende Orgelmusik, die den Choral „Dies irae, dies illa“ einspielt, also den endzeitlichen Tag der Entscheidung und der Gerechtigkeit andeutet, an dem alles offenbar wird, was ist. Die junge Frau taucht prustend aus dem Wasser auf. Ein neuer Mensch? Sie spricht im Hintergrund: „Meine Entscheidung! Ich muss niemandem genügen, ich muss

Auf die Heiligkeit zu setzen, die aus der Taufgnade hervorgeht – ist das nicht eine Exklusion? Schließt es nicht viele aus, die z. B. die diakonischen Dienste der Kirche tatkräftig unterstützen wollen, keineswegs aber zur Kirche gehören möchten, geschweige denn „heilig“ oder „berufen“ genannt werden wollen. Für das Lebensgefühl vieler Menschen, die in einem Teilbereich der Kirche engagiert sind, ist die Bezeichnung als Heilige eine Fremdbestimmung und eine empfundene Bevormundung.

nichts beweisen, ich werde geliebt!“ Die Liebe von Gott her, die dem/der Getauften Würde gibt, muss ich mir nicht verdienen, vor Gott nicht und gegenüber anderen auch nicht. Die Taufe markiert einen Neuanfang und verleiht Identität.

Zweite Einstellung: Berufsalltag im Büro. Die junge Frau erwartet nun etwas Besonderes, nachdem sie „neu geworden“ ist. Sollen nun die Engel singen? Der Himmel sich öffnen, sich irgendwelche übernatürlichen Manifestationen zeigen? Nichts von alledem geschieht. Aber sie merkt, dass es für sie dennoch eine neue Situation ist: „Ich werde wieder auftauchen. Ich will mich zeigen mit all dem, was ich bin, was ich glaube.“ Das, was sie selbst im Tiefsten ausmacht, ihre Persönlichkeit, wird durch ihre Taufe deutlicher zum Ausdruck gebracht. Und das ist das Geschenk.

Zentrale Elemente der Tauftheologie werden hier auf meisterhafte Weise szenisch verarbeitet. Ihre Kollegin fragt sie: „Na, wie war’s?“ Die erste Antwort: „Nass war’s.“ Nach kurzem Überlegen bringt die neugetaufte Christin die Hoffnung auf endgültigen Sinn trotz der widersprüchlichen Erfahrungen des Lebens auf den Punkt: „Ich weiß noch nicht so genau. Ich glaube – gut!“

Mit existenzieller Realität und religiöser Symbolik wird auch im anschließenden Video Episode 20 über das Firmsakrament gearbeitet. Chríein (griechisch für: Salben), so der Titel. Nach dem Taufvideo setzt nun die neue Episode fort, was denn das Christsein (vgl. chríein) aus der Perspektive der fortschreitenden Initiation bedeutet. So erscheinen denn auch im ersten Teil des Videos Symbole, die dem Firmritus entnommen sind und werden filmisch in epischen Bildern erzählt: Das Anzünden des Feuers und das Jonglieren mit den brennenden Feuerstöcken erinnert an die Feuerzungen der Apostel bei der Geistsendung (Apg 2,3 ff.), Öl wird aus einer gläsernen Kanne in reichem Maße über Kopf und Gesicht der jungen Frau gegossen und zeigt die unermesslich überfließende Zuwendung Gottes an, die in der Salbung von Königen und Propheten in Israel bereits vorgebildet wurde. Das eingeblendete Schriftzitat: „Er wird euch mit Heiligem Geist und mit Feuer taufen“ (Mt 3,11) stellt einer-



„Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen“ (Mt 3,11)

seits den Bezug zur Taufe mit Wasser her und verknüpft andererseits die gezeigten Symboliken mit der Firmtheologie des Christwerdens und Christseins. Die Firmung wird als Bestätigung dessen zugesagt, was in der Taufe begonnen hat: „Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist!“. Ein Text aus dem Zweiten Korintherbrief erinnert die Christen daran, dass sie in ihrer Berufung in Taufe und Firmung ein Brief Christi (an die anderen Menschen gerichtet?) sind, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln von Stein (wie das Gesetz des Alten Bundes), sondern in Herzen von Fleisch (2 Kor 3,3). Wieder Szenenwechsel: Der Alltag ist der Ort, an dem sich der christliche Glaube bewähren muss und Gestalt gewinnt. Die junge Frau, die uns schon aus dem Taufvideo bekannt ist, setzt sich für ihren Kollegen gegen eine ungerechtfertigte Behandlung durch den gemeinsamen Chef ein. Das Video interpretiert: Beim Christsein geht es darum, sich einzubringen für Gerechtigkeit und Würde und darum, Partei zu ergreifen und Standfestigkeit zu zeigen, wenn es darauf ankommt. Das Firmvideo betont so eher den Sendungscharakter des Christseins. Den Filmen von kath 2:30 gelingt in der kreativen Verknüpfung von Bildern, Szenen, Musik, gesprochenen und schriftlich eingeblendeten Schriftzitate eine Schriftauslegung im medialen Gewand, sie versuchen, den Gehalt der christlichen Verkündigung deutend und interpretierend umzusetzen.



Die Kurzfilme *baptizein* (Episode 19) und *chriein* (Episode 20) der Reihe *kath 2:30* sind über das Portal www.citykirche-wuppertal.de oder unter www.kath-2-30.de erreichbar.

1.5 Berufen zur Heiligkeit – Berufen zur Caritas

Von Christiane Hennig-Schönemann

„Endlich beschäftigen wir uns nicht mehr nur mit uns selbst“. So der Ausspruch einer Frau, die sich seit acht Monaten in Erfurt intensiv für geflüchtete Menschen engagiert. Das hat mir gezeigt: Hier ist etwas ins Rollen, in Bewegung gekommen, was wir uns Anfang des Jahres 2015 nicht hätten träumen lassen.

Es hat mit einem eher routinemäßig anmutenden Tagesordnungspunkt auf der Dekanatskonferenz im Dezember 2014 begonnen: Der Leiter der Caritasregion Mittelthüringen und eine neu angestellte Referentin für die Flüchtlings-Sozialbetreuung berichteten über die aktuelle Situation von geflüchteten Menschen im Bistum Erfurt und baten um Zusammenarbeit mit den örtlichen Pfarreien. Die dargelegten Fakten und Zahlen zeigten sehr wohl: Hier besteht ein akuter Handlungsbedarf. Aber auf welche konkrete Weise Pfarreien sich da ansprechen, sensibilisieren und aktivieren lassen sollten, führte bei uns Hauptberuflichen zu mehr Fragezeichen und hilflosem Achselzucken als zu sprudelnden Ideen und Vorschlägen.

Christen und Nichtchristen bieten ihre Hilfe an

Mit diesem indifferenten Gefühl verabredete ich mich im Januar 2015 zu einem ersten Koordinierungsgespräch in der Caritas-Geschäftsstelle in Erfurt. Inzwischen hatte in der Flüchtlingssituation eine Entwicklung begonnen, durch die zu spüren war: Hier können wir uns vonseiten der Kirche, der Pfarreien vor Ort nicht einfach wegducken, wegschauen oder einfach abwarten. Viele Menschen aus meinem beruflichen Umfeld als Gemeindereferentin kamen auf mich zu, berührt von der aktuellen Situation, und fragten, was wir als Einzelne und als größere Gruppe unterstützend für die Flüchtlinge und gegenüber einer lautstark artikulierten Ablehnung mancher Erfurter/innen denn tun könnten. Und so plante ich gemeinsam mit der Referentin für Flüchtlingsbetreuung der Caritas zunächst ein Informationstreffen aller Interessierten in den Räumen der Pfarrei St. Lorenz. Wir wählten diesen Kirch-Ort, da er zentral in der Erfurter Fußgängerzone liegt. Auch verteilten wir die Einladung zu diesem Treffen bewusst sehr breit gestreut in der Stadt. Alle Pfarreien

PRAXISBERICHT



Christiane Hennig-Schönemann, Gemeindereferentin in der Pfarrei St. Lorenz, Innenstadt von Erfurt, *1966, Studium in Hildesheim, Stationen des beruflichen Werdeganges Freiburg und Hamburg, Schwerpunkt schulischer Religionsunterricht und schulische Katechese. Weitere Informationen auf: www.dicverfurt.caritas.de/70720.html.

wurden eingeladen, wir informierten in Konferenzen, Ehrenamtliche hängten Plakate in Geschäften, Behörden und den Erfurter Hochschulen auf, schrieben Pressemitteilungen. Es sollte nicht der Eindruck entstehen, eine einzelne Pfarrei organisiert hier Hilfsaktionen. Der große Andrang an diesem ersten Freiwilligen-Abend überraschte – so meine ich – alle. Der Pfarrsaal platzte aus allen Nähten. Jugendliche, Studierende, Erwachsene aller Altersgruppen waren vertreten, Christen und Nichtchristen, wollten sich informieren und ihre Hilfe anbieten. Ein Fragebogen bot den Freiwilligen die Möglichkeit, sich sehr differenziert und konkret zu entscheiden, wie und in welchem Umfang sie helfen wollten. Ob durch eine Patenschaft zu einer Familie oder Einzelperson, ob durch Begleitung zu Ämtern oder Ärzten und vieles mehr. Eine Gruppe Schüler bot an, eine Internetplattform zur Kommunikation von Hilfsangeboten zu erstellen. Viele Menschen, die sich vorher noch nie in ihrem Leben begegnet waren, kamen nach kurzer Zeit miteinander ins Gespräch, fingen an sich abzustimmen, tauschten Telefonnummern und Email-Adressen aus. Innerhalb von zwei Wochen hatten wir einen Rücklauf von etwa 70 Fragebögen, inzwischen gibt es ein Netzwerk bei der Caritas Erfurt von gut 100 Personen, die für ganz unterschiedliche Hilfsangebote zur Verfügung stehen. An einem ersten Begegnungsabend im April 2015, der seitdem von einem Kreis Ehrenamtlicher etwa alle zwei Monate organisiert wird, fanden sich rund 150 neugierige, gespannte Menschen aus zahlreichen Nationalitäten auf dem Gelände von St. Lorenz ein. Viele von ihnen (auch Erfurter/innen) waren zum ersten Mal an diesem Ort. Für andere war es in ihrem Leben die erste Begegnung mit einer Person muslimischen Glaubens, ein erstes, oft mit Händen und Füßen geführtes Gespräch. Die Begegnungsabende werden seitdem von einer immer steigenden Zahl von Menschen besucht.

Vorbehalte und Unsicherheiten überwinden

„Ich kann eigentlich gar nicht so gut auf fremde Menschen zugehen.“ Oder: „Vieles ist mir so fremd von dem, wie diese Menschen leben.“ Diese und ähnliche Sätze hörte ich in den letzten Monaten oft von zahlreichen Gemeindemitgliedern, mit denen ich über die konkrete Situation von Geflüchteten ins Gespräch kam. Viele von ihnen kamen trotz Bedenken zu den verschiedenen Veranstaltungen, überwand ihre Vorbehalte und Unsicherheiten und lassen sich seitdem mit ihren persönlichen Möglichkeiten und oft mit einem großen Zeitaufwand auf die Betreuung von geflüchteten Menschen ein. Ideen werden weiterentwickelt, besondere Formate wie z. B. ein wöchentlicher Frauentreff in den Räumen der Pfarrei St. Wigbert, werden einfach ausprobiert und erst im gemeinsamen Tun strukturiert. Es bleiben Fragen, es kommt häufig auch zu kontroversen Diskussionen und wir machen auch die Erfahrung, dass wir nicht alle Probleme, die an uns herangetragen werden, lösen können. Und nein, nicht alle katholischen Christen in Erfurt können und wollen sich in diesem Bereich engagieren. Bei denen, die es tun, spüre ich allerdings sehr häufig ein befreiendes Aufatmen, bei allen Schwierigkeiten, die es natürlich auch gibt, ein wohltuendes Gefühl, bei etwas Konstruktivem und Sinnvollem mittun zu können. „Für mich ergeben sich ganz neue Erfahrungshorizonte.“ So das Resümee einer Frau im Blick auf das vergangene Jahr.

Dies gilt auch für mein berufliches Tun als Gemeindereferentin. In diesem Miteinander von Hauptberuflichen der Caritas, der Pastoral und den vielen so unterschiedlichen Ehrenamtlichen (katholische Christen aus allen Erfurter Pfarrgemeinden, evangelischen Christen und auch Nichtchristen) schimmert für mich etwas durch von einer neuen Art Kirche zu sein, von der wir immer wieder in Fachkreisen so viel sprechen. Mich ermutigen diese Erfahrungen, zeigen sie mir doch: Jenseits der ausgetretenen Pfade in unseren Pfarreistrukturen gibt es viel Spontanität, Solidarität und Lebendigkeit, und dies quer durch alle Generationen. Die Freude, die davon ausgeht, ist ansteckend und stellt für mich eine Kraftquelle dar, die mich so manches in unserer Kirche besser ertragen lässt.

2. Die vielen Charismen sind der Reichtum der Kirche

2.1 Charismen

Von Monika Altenbeck

Im alltäglichen Sprachgebrauch werden Menschen als charismatisch bezeichnet, die eine besondere Fähigkeit haben, die fasziniert und mitreißt. „Charisma“ ist ein ursprünglich griechisches Wort und bedeutet: „Gnadengabe, Gunsterweis“. Unter „Charismen“ sind im religiösen Kontext Gnadengaben zu verstehen, die vom Heiligen Geist geschenkt sind und die den Aufbau und das Leben der Glaubensgemeinschaft der Kirche gestalten. Es sind Gaben, „die von Gott in vielfältiger Weise spontan gegeben werden, d. h. von Menschen nicht erwirkt oder verdient, vom kirchlichen Amt nicht vorhergesehen, durch die Sakramente nicht erreicht werden können.“

Im Neuen Testament ist eine Reflexion über die Charismen besonders im ersten Brief an die Korinther, Vers 12 bis 14, und im Römerbrief, Kapitel 2 zu finden. Charismen, die damals von großer Bedeutung waren, sind Weisheit, Erkenntnis, Stärkung im Glauben, Unterscheidung der Geister und die Ausübung verschiedener Gemeindedienste. Zu jeder Zeit gibt es auch andere Charismen, die jeweils neu zu entdecken sind. Charismen können sich nur entwickeln, wenn ihnen nicht sogleich die Kirchlichkeit abgesprochen wird. Vielmehr sind Charismen als Gaben des Heiligen Geistes zu würdigen, die zum Wohle der Kirche ge-



Monika Altenbeck, Diplomtheologin und Diplompsychologin, Referentin für theologisch-spirituelle und verbandliche Bildung in der Bundesgeschäftsstelle der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) in Düsseldorf. Weitere Informationen auf: www.kfd.de; www.kfd-bundesverband.de/projekte/charismen-leben-kirche-sein.html.





Herbert Vorgrimler, Artikel: *Charisma*, in: Derselbe (Hg.), *Neues Theologisches Wörterbuch*, 4. Auflage (Freiburg 2005), S. 112 f.

geben wurden, um Fehlentwicklungen zu korrigieren und die Kirche zu erneuern – wenn es auch immer einer Prüfung bedarf. So hat sich beispielsweise die Armutsbewegung im Mittelalter als charismatisch erwiesen, da sie das Evangelium neu und glaubwürdig bezeugt hat und die Kirche auf ihrem Weg zur Heiligkeit vorangebracht hat. Da Charismen sich oft unvorhersehbar entwickeln, sind Räume wichtig, in denen Gnadengaben gelebt und entfaltet werden können. Hierzu ist Achtsamkeit aller nötig, um Charismen überhaupt erkennen und akzeptieren zu können.

Charismen sind göttliche Geschenke

Damit sind alle Fähigkeiten, Begabungen und Talente gemeint, von denen Menschen selbst oder andere sagen, dass sie besonders seien. Charismen sind keine spektakulären, aber doch besondere Gaben, die Menschen haben und die sie oft selbstverständlich leben können, z. B. kann die eine besonders gut zuhören, eine weitere kann gut organisieren, wieder eine andere hält zu Herzen gehende Ansprachen oder formuliert Gebete selbst. Jedoch lässt sich nicht jedes Charisma oder jede Berufung gleich gut leben.



Die Menschen, auf die „Gemeinsam Kirche sein“ und andere Texte der deutschen Bischöfe setzen, die gibt es gar nicht!!! Wer soll in unserer kirchlichen Realität denn Charismenträger sein?! Menschen, die gute Dienstleistungen nutzen wollen, die gibt es zuhauf – aber Menschen, die mit ihren Charismen die Kirche in die Gesellschaft hineinstrahlen lassen ...?

Das Zweite Vatikanische Konzil hat die charismatische Kompetenz aller Getauften nachdrücklich betont: „Der Geist wohnt in der Kirche und in den Herzen der Gläubigen wie in einem Tempel (vgl. 1 Kor 3,16; 6,19), in ihnen betet er und bezeugt ihre Annahme an Sohnes statt (vgl. Gal 4,6; Röm 8,15–16.26). Er führt die Kirche in alle Wahrheit ein (vgl. Joh 16,13), eint sie in Gemeinschaft und Dienstleistung, bereitet und lenkt sie durch die verschiedenen hierarchischen und charismatischen Gaben und schmückt sie mit seinen Früchten (vgl. Eph 4,11–12; 1 Kor 12,4; Gal 5,22). Durch die Kraft des Evangeliums lässt er die Kirche allezeit sich verjüngen, erneuert sie immerfort und geleitet sie zur vollkommenen Vereinigung mit ihrem Bräutigam“ (*Lumen gentium* 4).



Peter Hünemann: *Theologischer Kommentar zur dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“*, in: Derselbe/ Bernd Jochen Hilberath (Hg.): *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, 2 Bände, (Freiburg 2004), S. 263–282, 561.

Für die Kirche von heute ist es daher nach wie vor unverzichtbar, Charismen zu fördern und sich so die eigene Lebendigkeit zu erhalten. So wie eine moderne Gesellschaft vom Engagement einzelner Bürgerinnen, Gruppen und Initiativen lebt, so ist auch der Reichtum an Gaben und Berufungen der Gläubigen wertzuschätzen und zu fördern. „Kirche in der modernen Gesellschaft kann und muss (...) die auftauchenden Charismen fördern, Gestaltungsmöglichkeiten einräumen und so ihre eigene Lebendigkeit erweisen. Lediglich auf diesem Weg kann sie ihre Sendung in der heutigen Gesellschaft wahrnehmen.“

Diese Lebendigkeit zu entdecken ist eine Herausforderung für jede einzelne Christin und für alle, die in der Kirche Leitungsverantwortung wahrnehmen.



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/charismen/>

Der Text ist ebenfalls dem Begleitheft des Prozesses der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (kfd) „Charismen leben. Kirche sein“ entnommen. Dieser Prozess hat eine große Bedeutung für das Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“.

2.2 Zwölf Sätze zur Charismenorientierung

Von der Pfarreiengemeinschaft Wuppertal Südhöhen

Die Pfarreiengemeinschaft Wuppertal Südhöhen hat sich bereits vor einigen Jahren auf den Weg gemacht, sich stärker an den Charismen und nicht so sehr an den vermeintlich zu bewältigenden Aufgaben zu orientieren. Hierbei sind erste Erfolge, aber auch zukünftige Herausforderungen sichtbar geworden. Seinen Ausgangspunkt nahm diese Entwicklung in einem gemeinsamen Verständigungsprozess des Pastoralteams. Nach einem längeren Prozess der Auseinandersetzung und Aneignung sind zwölf Sätze zur Charismenorientierung entstanden.

1. Als wir unser Pastorkonzept geschrieben haben, also das Papier, in dem wir beschreiben, wie wir uns selbst sehen als Kirche und Gemeinden, da haben wir uns von Paulus und dem 12. Kapitel seines 1. Korintherbriefs leiten lassen. Dieser beschreibt eine Gemeinde als die Gemeinschaft von Menschen, die einander völlig ebenbürtig sind an Würde und Rang und die einander ergänzen mit dem, was jeder und jede mitbringt.
2. Eine Gemeinde ist dabei kein Freundeskreis und kein Sympathisantenzirkel. Sondern sie findet zusammen, weil alle Einzelnen in ihr vom Geist Jesu berührt sind, weil das, was er sagt und lebt, ihr Leben bewegt, und weil Menschen, die so zusammenkommen, darin Gott suchen und erahnen.
3. Ganz verschiedene Menschen kommen so zusammen, und jeder und jede bringt etwas mit: eine Gabe, ein Talent, eine Fähigkeit. Die Glaubenssprache nennt das „Charisma“ (im Plural: „Charismen“). Das meint: Die Gabe, die Fähigkeit, die ich habe, ist eine Wirkung von Gottes Geist! In ihr lebt dieser Geist in mir! Sie ist ein Geschenk Gottes an mich! Sie hilft mir zu meiner Identität, also: gibt mir Selbststand und Lebensinhalt.
4. Ein Charisma, eine Gabe, hat immer auch eine zweite Seite: Sie ist für andere da, belebt die Gemeinschaft, lässt Gottes Geist in der Gemeinde zur Wirkung kommen, „nützt anderen“ (wie Paulus sich ausdrückt).
5. Jeder Mensch in einer Gemeinde hat mindestens ein Charisma, eine Fähigkeit! Jeder und jede von uns verfügt mindestens über eine Gabe! Das ist so! Es gibt keine Christenmenschen ohne ihre eigene Begabung!
6. Diese Gaben sind sehr verschieden. Manche führen einen Menschen mehr in die Öffentlichkeit (zum Beispiel eine Flötistin), manche lassen einen Menschen sehr verborgen sein (zum Beispiel die Rosenkranzbeterinnen in St. Joseph). Es gibt aber keinen Unterschied in der Wertigkeit der Charismen! Jedes ist gleich viel wert und dient dem Leben einer Gemeinde aus Gottes Geist. Wer die eigene Gabe gering schätzt oder nicht einbringt, entzieht der Gemeinde einen wichtigen und unersetzbaren Lebensquell.



IMPULS



Das Papier entstand in der Vorbereitung zu einer Versammlung aller Räte der vier Gemeinden der Pfarreiengemeinschaft. Diese Versammlung brachte 40–50 engagierte Verantwortliche aus den Gemeinden zusammen und hatte die Neuausrichtung zum Thema. Die „Zwölf Sätze zur Charismenorientierung“ dienen seither als Grundlage weiterer Überlegungen und Aktionen, um für das Thema zu sensibilisieren. Weitere Informationen auf: www.pfarreien-gemeinschaft-suedhoehen.wtal.de.

In der Einrichtung „Manege“, in Trägerschaft der Salesianer Don Boscos und der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel, erhalten Jugendliche in dem Brennpunkt-Stadtteil Berlin-Marzahn Unterstützung beim Einstieg ins Berufsleben.

7. Deshalb dienen die Charismen auch nicht zur Bewertung ihrer Trägerinnen und Träger. Sie sagen nichts darüber aus, ob er oder sie ein besonders toller Mensch ist. Sie sind ja einfach da. Niemand kann etwas dafür. Sie müssen nur gelebt werden.
8. Die Charismen stehen daher nicht in Konkurrenz zueinander, sondern ergänzen sich. Es wäre total langweilig in einer Gemeinde, wenn dort nur die musikalischen Gaben geschätzt würden und die handfesten, praktischen Gaben nicht. Da würde wohl alles durcheinander gehen. Nur indem jeder und jede sich mit der eigenen Gabe geschätzt weiß und sie betätigen darf, erwacht in einer Gemeinde Leben aus Gottes Geist – das aber dann gewaltig!
9. Vier Beispiele für Charismen/Gaben aus unseren Gemeinden, in denen ein Mensch sich selbst findet, zugleich anderen nützt und eine Atmosphäre im Geist Jesu mitgestaltet: ein Koch aus St. Joseph, eine ehrenamtliche Chorleiterin aus St. Christophorus, ein Kommunikator aus St. Hedwig, eine Sozialorganisatorin aus hl. Ewalde. Diese Beispiele dienen der Konkretion, nicht der Hervorhebung dieser Personen. Wie diese vier haben auch Sie Ihre Fähigkeit. Die gilt es zum Klingen zu bringen.
Was an diesen Beispielen zu erkennen ist: Diese vier empfinden ihr Tun nicht als Mühe oder Plage (auch wenn sie sich manchmal anstrengen müssen). Sie tun einfach, was in ihnen steckt. Und das hat Wirkung. Das macht sie und andere froh. Darin, meint Paulus, ist Gottes Geist konkret am Werk.
10. Im Vertrauen darauf, dass unsere Gemeinden zum Leben kommen bzw. am Leben bleiben und aufblühen, wenn wir den Gaben unter uns Raum geben, haben wir das Pastoralkonzept geschrieben und wollen jetzt noch stärker auf Orientierung an den Charismen setzen. Das heißt: Die Gremien und die Seelsorgerinnen und Seelsorger sagen nicht mehr: Das muss es in unseren Gemeinden geben, dieses muss sein, jenes hatten wir doch immer – und dann sucht man die Person, die es macht (oft ist es die, die am schlechtesten „Nein“ sagen kann), der es aber vielleicht gar nicht liegt, die sich dafür plagen muss. Und dann schleppt sich eine solche Aktion vor sich hin, strahlt nichts aus und zieht niemanden mit. Sondern: Wir spüren die Gaben und Fähigkeiten auf – bei uns selbst und bei den Menschen in unseren Gemeinden. Wir ermutigen und fördern sie darin sie zu betätigen: zur eigenen Freude und zur Freude der Gemeinde. Und wir werden sehen: Von dem, was wir auf diese Weise in den Gemeinden tun, geht etwas aus (vgl. die vier Beispiele aus Satz 9!). Das ist Gottes Geist!
11. Dazu braucht es die Grundhaltung des Vertrauens: dass es diese Gaben wirklich gibt, dass Gott sie uns schenkt und darin unsere Gemeinden belebt. Ich bin felsenfest überzeugt: Es gibt genug Gaben – sie müssen nur erspürt und gefördert werden. Deshalb heißt es: Augen auf für die anderen und deren Charisma! Nehmen wir wahr und würdigen wir, was in einem jeden und einer jeden steckt! Darin zeigt sich die reale Gegenwart Gottes unter uns! Sie kann sich sogar außerhalb der Gemeinden zeigen, wenn jemand die eigene Gabe auch am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft lebt.
12. Auf eine Kirche hin, die in diesem Vertrauen lebt, möchten wir uns in unseren vier Gemeinden auf den Weg machen. Wir werden in Akzeptanz und Wertschätzung, in Freude und Würdigung und in Ebenbürtigkeit miteinander leben. Natürlich braucht es zum Zusammenleben auch das Charisma der Leitung. Aber diese Gabe ist gleichrangig unter den vielen und hat dem Leben des Gesamten zu dienen. Das heißt: In den nächsten Monaten werden zunächst die Menschen in den Gemeinderäten angeregt, ihre Gaben zu entdecken und über Konsequenzen daraus nachzudenken. Dann werden die Gemeinderäte jeweils in ihrer Gemeinde auf die Suche nach den Gaben gehen. Und sie werden sich in ihren Projekten und Aktionen von der Frage leiten lassen: Was kann ein Mensch? Was bringt er mit? Wen betrauen wir mit einer Aufgabe (nämlich nur den

Menschen, dem die Tätigkeit entspricht!)? Das alles ist keine Spielerei und nicht mal eben getan. Deshalb haben wir konkrete Fragestellungen heute außen vor gelassen. Wir stehen vor einem intensiven Prozess.

Das Seelsorgeteam hat bei seiner letzten Klausurtagung mit sich selbst den Anfang gemacht (und ist noch lange nicht fertig ...).

Wir freuen uns auf Entdeckungen und viele lebendige Erfahrungen miteinander!

Wir freuen uns darauf, Gottes Geist unter uns aufzuspüren und Ihm Raum zu geben!



Müssen wir jetzt alles aufgeben, was wir bisher gemacht haben? Dürfen wir jetzt nicht mehr die Kranken besuchen oder uns in unseren Verbandsgruppen treffen?!

2.3 Ehrenamtliches Engagement in der Hospizbewegung

Von George Alexander Albrecht

Menschen bringen sich und ihre Charismen in unterschiedlicher Weise ein. Neben der Tafelbewegung engagieren sich Menschen aus unterschiedlichen Motivationen in der Hospizbewegung. Seitdem in den 60er-Jahren das erste Hospiz in London gegründet wurde, hat sich die Bewegung der palliativ unterstützten Sterbebegleitung verbreitet und Menschen ergriffen.

Neben christlicher Motivation ist es oft auch eine human-säkulare Weltanschauung, die im Hintergrund des Engagements der Begleitung sterbender Menschen steht. So kommen die Begleiterinnen und Begleiter in der Hospizarbeit miteinander ins Gespräch über ihre Erfahrungen und Beweggründe, dabei ist christliches Zeugnis möglich. Die Begleitung von Sterbenden ist für viele freiwillig Engagierte eine Bereicherung und Vertiefung ihres eigenen Lebens und Glaubens, sie erfahren selbst Sinndeutung und fühlen sich beschenkt. Professor George Alexander Albrecht war vor seinem Ruhestand Generalmusikdirektor der Staatsoper Hannover sowie des Nationaltheaters Weimar und der Staatskapelle Weimar. Seit vielen Jahren engagiert er sich ehrenamtlich in der Hospizbewegung im Raum Weimar. Er schreibt über seine Beweggründe und Erfahrungen:

Christusnachfolge

„Als ich mich vor elf Jahren zum Ehrenamt im Hospiz, speziell zur Sterbebegleitung entschloss, war mein Beweggrund der Wunsch, Christusnachfolge zu üben, in der tätigen Nächstenliebe Ihm nachzuleben, seinem Gebet zu folgen. Ich hatte das Glück, einer Koordinatorin zu begegnen, die mein Ideal des ‚immerwährenden Gebetes‘ in meine Aufgaben einzubeziehen verstand. Mit Sterbenden den Rosenkranz zu beten oder in stillem Gebet bei ihnen zu sitzen, hat mich mit großem Glück erfüllt, und ich wusste, welcher Sinn meine nächsten Lebensjahre ausfüllen würde. – Das bedeutet aber nicht, dass mir nur christliche

PRAXISBERICHT



George Alexander Albrecht, *1935 in Leuchtenberg im Landkreis Osterholz, vielseitigster Dirigent seiner Generation, studierte Violine, Klavier und Komposition, von 1965-1992/93 Generalmusikdirektor der Niedersächsischen Staatsoper Hannover, seitdem zunehmend Gastdirigate, ehrenamtliches Engagement in der Hospizarbeit. Weitere Informationen auf: www.de.wikipedia.org/wiki/George_Alexander_Albrecht; www.predanvoigt.com/de/kuenstler/dirigenten/george-alexander-albrecht/

Sterbende anvertraut werden. Im Gegenteil: Gerade den Glaubensfernen, den Antireligiösen habe ich die bewegendsten Erlebnisse zu verdanken, gehen doch alle Menschen den Weg zum Licht, welches die Liebe ist, und alle erkennen in den letzten Augenblicken den Weg, und dass nicht Nichts ist!

Für mich ist der sterbende, schwer leidende Mensch wie Jesus. Ihm zu dienen, ihn in seiner Hilflosigkeit, Verlassenheit, oft Verzweiflung zu lieben, zu achten und zu verehren, ist ein hohes Amt, das mich glücklich macht.

Der Sterbende hat wie das Neugeborene eine Würde, ja Autorität und Weisheit, die uns abhandengekommen ist, und die wiederzufinden wir uns bemühen müssen. Diese schweigende Weisheit zu erleben erfüllt mich mit Staunen und lässt mich stille werden vor der Majestät des Ewigen.“



Huldigt Gemeinsam Kirche sein nicht einem sektiererischen oder freikirchlichen Gemeindeverständnis, indem der soziale Druck auf den Einzelnen zur Mitarbeit sehr groß ist? Man scheint sich die Zugehörigkeit zur Kirche mit untergeordneten Diensten verdienen zu müssen, so wie man früher meinte, sich den Himmel durch gute Taten selbst verdienen zu können. Ist das nicht „pastoraler Pelagianismus, wie ein Theologe formulierte?

IDEE

2.4 Charismenkurse. Von der Suche nach den eigenen Charismen

Von Monica Döring

Kaum ein Begriff wird heute im Zusammenhang mit kirchlicher Entwicklung und ehrenamtlichem Engagement so breit genutzt wie „Charisma“. Im Folgenden soll die Begleitung der Menschen, die sich aufmachen, ihre Charismen und deren Entdeckung ernst zu nehmen, aus Praxissicht betrachtet werden. Dazu sollen in einem Blick auf die Verknüpfung von „Charismenorientierung“ und „Neuem Ehrenamt“ geschehen. Charismenorientierung ist heute gewollt und kommt an vielen Orten vor, z. B.:

- im Pastoralplan des Bistums Münster (Pastoralplan des Bistums Münster 2015), aber auch in entsprechenden Fortbildungsangeboten, z. B. „Best Practices 2015 – Talente entdecken und fördern“ (siehe dazu Logos und Links auf den Internetseiten der Diözesen am Ende dieses Heftes).
- im Grundlagenpapier der Erzbistums Hamburg zur Entwicklung pastoraler Räume: Für Erzbischof em. Dr. Werner Thissen ergeben sich „weitere Chancen ... durch einen ‚charismenorientierten‘ Einsatz haupt- und ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Nicht jeder tut zu jeder Zeit alles, aber jede und jeder bringt seine besonderen Gaben ein“.

- im Erzbistum Paderborn, das mit dem Zentrum für angewandte Pastoralforschung (ZAP) eine Studie zum Thema „Die Taufberufung als Referenzgröße zukunftsweisender Bistumsentwicklung“ durchführt.
- im Erzbistum Köln, in dem die Hauptabteilung Seelsorge-Personal einen 1½-jährigen Kurs „Charismen entfalten – Gemeinde/n gestalten“ für Hauptamtliche anbietet.

Auch Papst Franziskus betont die Bedeutung von Charismen: „Gott gibt diese Eigenschaft, dieses Charisma jenem Menschen, aber nicht für ihn selbst, sondern damit er der ganzen Gemeinschaft dienen kann.“ [Papst Franziskus, *Generalaudienz* (1. Oktober 2014): *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 44, Nr. 41 (10. Oktober 2014), S. 2.] Damit verbunden sind weitere Gedankenanstöße: „Etwas Wichtiges, das gleich hervorgehoben werden muss, ist die Tatsache, dass man nicht allein verstehen kann, ob man ein Charisma hat und welches.“ (*ebd.*) Und: „Diese Fragen müssen wir uns stellen: ob ich ein Charisma habe, ob dieses Charisma von der Kirche anerkannt ist, ob ich mit diesem Charisma zufrieden bin oder ob ich etwas neidisch bin auf die Charismen der anderen, ob ich dieses Charisma haben wollte und haben will. Das Charisma ist eine Gabe: Nur Gott schenkt es!“ (*ebd.*)

Wie können Menschen beim Finden der eigenen Charismen begleitet werden?

Wonach entscheidet eine Organisation (z. B. Gemeinde, soziale Einrichtung), in welcher Form und Gestalt sie einen Kurs anbieten will? Zur Entscheidung dieser Problematik können evtl. einige Fragen hilfreich sein:

- Von welchem Charismenverständnis im Verhältnis zu natürlichen Begabungen gehe ich aus?
- Hinter dem Verhältnis natürliche Begabung vs. geistgewirktes Charisma steckt die Diskussion um die Beziehung von Natur und Gnade. Somit wird man sich vor zwei Extremen hüten müssen: Gegen eine idealistische Gleichsetzung wird der Geist als Ursprung der Charismen betont werden. Gegen eine spiritualistische Trennung wird der Mensch als ein schon immer begnadetes Geschöpf begriffen werden.
- Von welchen Charismen gehe ich aus? Wird z. B. in einem Fragebogen zölibatäres Leben als Charisma gesehen? Gibt es ein Amtscharisma?
- Ist der Kurs Auftakt eines persönlichen Entdeckungsprozesses der eigenen Charismen oder hat man damit bereits sein Charisma gefunden? „Nun geht's richtig los. Wähle das Gebiet aus, in dem du möglicherweise ein Charisma hast und das du am interessantesten findest. Beginne in diesem Gebiet zu experimentieren. ... Das tatsächliche Ausprobieren und Erproben bringt die besten Erkenntnisse. Insbesondere wenn es von Gebet, Lektüre und dem Austausch mit anderen über die Erfahrungen begleitet ist. ... Alle drei Merkmale [eines Charismas], unsere Wirksamkeit, unsere Gefühle und die Bestätigung durch andere, sollten mit der Zeit zusammenkommen.“ Weddell, 1998, siehe Literaturhinweis Seite 26
- Geht es in dem Kurs „nur“ um Charismen oder auch um mögliche Umsetzung? Dann sind neben einem Test für die Charismen z. B. der eigene Persönlichkeitsstil, die eigenen Passionen und die eigenen Zeitressourcen zu erkunden und Hilfestellungen dafür anzubieten.
- Wie werden die TeilnehmerInnen anschließend begleitet und vor allem von wem? „Leitungsverantwortliche – wo immer sie tätig sind, ob auf örtlicher oder überörtlicher Ebene – können ihrer Leitungsverantwortung nur gerecht werden, wenn sie sich selbst



Monica Döring, Fachreferentin für Ehrenamtliches Engagement und Charismenorientierung im Erzbistum Hamburg, Pädagogin, Moderatorin und Freiwilligenkoordinatorin, Anbieterin von Kursen zur Charismenentwicklung. Sie ist mit Hilfe von D.I.E.N.S.T. und insbesondere Called und Gifted ihren beiden möglichen Charismen „Organisation“ und „Lehre“ auf die Spur gekommen und setzt diese z. B. als Ehrenamtliche in der Pfarrei ein, die einen Kurs für Freiwillige bei Familiengottesdiensten anbietet. Nach einer klassischen katholischen ehrenamtlichen Karriere (Kindergruppenleitung, Verbandsarbeit, Katechese, pfarrliche Räte, Generations of Faith usw.) schaut sie nun gezielter, an welchem Ort und wie sie berufen ist, ihren Glauben in die Tat umzusetzen. Weitere Informationen auf: www.ehrenamt-erzbistum-hamburg.de, www.siena.org.

einem solchen Bewusstwerdungsprozess aussetzen und es als ihre Leitungsaufgabe ansehen, aus einer hörenden Haltung heraus Charismen zu entdecken und zum Tragen kommen zu lassen“ (link Bogner 2013).

- Ist Kirchenentwicklung das vorrangige Ziel des Kurses? Ist ein Angebot für Multiplikatoren notwendig, die dann vor Ort den Rahmen für Kirchenentwicklung schaffen. Oder ist die persönliche Entwicklung der Teilnehmenden das vorrangige Ziel?
- Welche Rolle spielt der geistliche Prozess in dem Kurs? Es muss Raum für Gebet und Besinnung geschaffen werden. Gleichzeitig besteht die Gefahr, kirchenferne Menschen auszuschließen.
- Wie werden TeilnehmerInnen vor Instrumentalisierung geschützt? – „Du hast dein Charisma gefunden, nun erwarten wir, dass du dich bei uns engagierst.“

Für die Entwicklung eines konkreten Kursangebotes stehen u. a. mit D.I.E.N.S.T, Reich beschenkt und Called & Gifted verschiedene Materialien und Kurskonzepte bereit. Leider gibt es noch kein katholisches Konzept in deutscher Sprache. Zugleich gilt es, stets einen Kurs der gewünschten Zielrichtung und den Teilnehmerinnen und Teilnehmern anzupassen.

Wie können die Ansätze der Charismenorientierung und Ausbildungen zur Freiwilligenkoordination in Beziehung stehen?

Seit einigen Jahren bieten immer mehr deutsche Bistümer Ausbildungen zur Ehrenamtskoordination oder Freiwilligenkoordination in Pfarreien an, u. a. die (Erz-)Bistümer Hamburg, Köln, Trier und Essen. Dabei wurde auch der Verdacht laut, ob entsprechende Bemühungen in den Pfarreien nicht „Löcher in der Pastoral“ mit Ehrenamtlichen stopfen sollen. Auf diese Weise werde die alte Sozialgestalt der Kirche konserviert und notwendige Veränderungsprozesse hinausgezögert.

Kirchenentwicklung und Charismenförderung müssen kein Gegensatz sein, sondern können sich gegenseitig bereichern. Ja, die Kirche muss sich von den Versuchen verabschieden, für die Restauration ihrer bisherigen Sozialgestalt Ehrenamtliche zu rekrutieren und sich den Veränderungsimpulsen zu verweigern, die die Menschen, die ihre Charismen entdeckt haben, bewirken. Ehrenamtskoordination ernst genommen setzt immer bei dem einzelnen Menschen an und beinhaltet Neugestaltung von Kirche. Wenn sich die Kirche nicht ändert und sich nicht den Ressourcen, die der Hl. Geist ihr im Engagement und in der Bereitschaft vieler Ehrenamtlicher schenkt, öffnet, dann werden sich die Charismenträger an anderen Orten des gesellschaftlichen Lebens engagieren. Ändert sich die Kirche, liegt in dem Zusammenspiel von Charismenorientierung – Charismenkursen – Ehrenamtskoordination eine große Chance.

„Die schönste Erfahrung ist es jedoch zu entdecken, mit wie vielen verschiedenen Charismen und mit wie vielen seiner Geistesgaben der Vater seine Kirche erfüllt!“ [Papst Franziskus, *Generalaudienz* (1. Oktober 2014); *L'Osservatore Romano* (dt.), Jg. 44, Nr. 41 (10. Oktober 2014), S. 2.]



Dies ist die Kurzfassung eines Textes, der in voller Länge unter Berücksichtigung einer großen Zahl von Kurskonzepten und Literaturhinweisen in der Internetversion dieser Arbeitshilfe erschienen ist: www.gemeinsam-kirche-sein.de.

3. Im Leben der Kirche wird Jesus Christus sichtbar

3.1 Zur Sendung der Kirche in die Welt

Von Gregor Predel

Im Credo bekennen wir uns als Christen zu dem Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, alles, die ganze Welt. So ist Gott der Allmächtige, der unsere Welt unendlich übersteigt. Als ihr Schöpfer steht Gott der Welt dennoch nicht distanziert gegenüber. Im Gegenteil: Er ist als „Jahwe“ – als der „Ich bin da“ – immer und überall gegenwärtig. In Jesus von Nazareth ist er uns Menschen schließlich als Mensch nahegekommen, um sein Heil und seine Liebe für immer zu allen Menschen zu bringen. Mit der Menschwerdung hat Gott selbst auch den Maßstab für die Kirche gesetzt.

In der Nachfolge Jesu Christi kann und darf sich die Kirche genauso wenig aus der Welt heraushalten, wie es Gott in Jesus selbst getan hat. Sie kann sich dem Beispiel Jesu folgend sogar aus einer sündigen, in vielem scheinbar gottlosen Welt nicht heraushalten – nicht einmal um der eigenen Reinheit und Heiligkeit willen. Schließlich will Gott sein immerwährendes Heil gerade in die Abgründe der Welt bringen. Aber selbst in einer scheinbar gottlosen, von Unheil geprägten Welt ist Gott gegenwärtig. Deshalb kann er auch aus dieser Welt der Kirche entgegenkommen. Anders gesagt: Die Kirche wächst gerade auch an der Welt, die sie immer wieder neu herausfordert, Gott noch tiefer zu verstehen und ihre Botschaft noch deutlicher zu formulieren.

Bewusst sagt das Zweite Vatikanische Konzil in seinem Titel der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* deshalb nicht: „Kirche und die Welt von heute“. Der Titel von *Gaudium et spes* lautet vielmehr prägnant: „Über die Kirche in der Welt von heute.“ Kirche und Welt können und dürfen keine Parallelwelten sein. Die Kirche lebt in der Welt von heute; die Welt von heute reicht in die Kirche hinein.

Die Kirche ist kein Selbstzweck

Es ist Aufgabe der Kirche, die Welt aus dem Evangelium, im Licht Christi, zu deuten und zu verstehen. Nur aus diesem tiefen Verständnis der Gegenwart von Christus her kann die Kirche ihren pastoralen Auftrag erfüllen, „gleichsam Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen gentium* 1) zu sein und sich für die Menschen dieser Welt und mit ihnen und für sie auf den „Weg durch die Zeit“ (3. Hochgebet) zu machen. Durch die Kirche will Gott sein Heil wirken – schon in dieser Welt. Die Kirche ist also kein Selbstzweck. Sie existiert nur von Christus her und auf Christus hin. Von ihm her hat sie ihren Auftrag zum Dienst in der Welt und für die Welt.

Die Kirche als „Grundsakrament“ hat zutiefst Anteil am „Ursakrament“ Christus und seinem Schicksal. In ihr und in ihrem Handeln ist Christus selbst konkret gegenwärtig. Die Kirche ist Zeichen für das Heil, das Gott durch Christus der Welt und den Menschen schen-



Dr. Gregor Predel, *1961, Priester des Erzbistums Freiburg, Professor für Dogmatik, Dogmengeschichte und ökumenische Theologie, seit 2012 Prorektor an der Theologischen Fakultät Fulda, ehrenamtliche pastorale Mitarbeit in der Seelsorgeeinheit Freiburg-Südwest.



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/christus/>

ken will, für die endgültige, „innigste Vereinigung“ des Menschen mit Gott. Nicht die Kirche selbst ist das „Licht der Völker“, das ist und bleibt Christus selbst. Die Kirche bleibt daher immer auch das pilgernde Volk Gottes, das noch auf dem Weg zum Heil, zu Gott selbst ist. Sie wird „erst in der himmlischen Herrlichkeit vollendet werden“ (*Lumen gentium* 48).

Kirche und Welt seien nicht voneinander zu trennen: Geht damit nicht das katholische Profil verloren? Mit dieser Art der Mission unterwirft sich die Kirche dem Zeitgeist.

Die Kirche ist also „nur“ Zeichen des Heils. Sie ist nicht das Heil selbst. Sie ist aber sehr wohl Werkzeug des Heils, „Sakrament“ des Friedens und der Versöhnung in der Welt. Die Kirche ist also zutiefst geprägt von einer inneren Solidarität zu Schöpfung und Menschen – nicht zuletzt in der Verantwortung für Schmerzen und Brüche, die sie und ihre Vertreter manches Mal Menschen zufügen. Diese heilbringende Solidarität aber kann sie nur leben in der Einheit mit Gott durch und in Jesus Christus. In der Kirche, in ihrer Sendung zu den Menschen und in ihrer Gegenwart in der Welt muss die Liebe prägend sein, „mit der Gott uns geliebt hat, der will, dass wir einander mit derselben Liebe begegnen“ (*Ad gentes* 12).

Durch die Kirche wirkt Gott Heil – aber nicht exklusiv

Als Zeichen und Werkzeug des Heils, als sakramentale Wirklichkeit, ist der Kirche zugesagt: Durch die Kirche wirkt Gott Heil in der Welt. Aber schon im großen Glaubensbekenntnis wird vom Hl. Geist gesagt, dass er „gesprochen hat durch die Propheten“. Gott wirkt das Heil also nicht nur durch die Kirche und in der Kirche. Die ganze Welt ist ja Schöpfung Gottes und Ort der Heilsgeschichte. Er hat als Schöpfer der Welt Mittel und Wege, sein Heil auch außerhalb der Grenzen der sichtbaren Kirche zu wirken. Gott ist auch außerhalb der Grenzen der Kirche gegenwärtig. So muss sich die Kirche kritisch auf die sich wandelnde Welt einlassen, wenn sie den Auftrag Jesu erfüllen will, Salz für die Welt zu sein und Licht im Dunklen. Auch aus diesem Grund kann sich die Kirche nicht von der Welt von heute absondern, damit sie wirklich Zeichen und Werkzeug des Heils sein kann. Sie muss die „Zeichen der Zeit“ (*Gaudium et spes* 4) erkennen und sie zu deuten lernen. Denn weil Gott auch außerhalb der sichtbaren Kirche in der Welt gegenwärtig ist und wirkt, kann er auch aus der Welt von heute heraus auf die Kirche zugehen und ihr neue Impulse für ihren Dienst geben oder so vielleicht auch einmal ihren Weg korrigieren und neu ausrichten.

„Christus ist das Licht der Völker“ (*Lumen gentium* 1)
Prozession Berliner Pilger
in Rom



Der Blick auf die sicher nicht einfach zu verstehenden „Zeichen der Zeit“ ist daher für die Kirche unverzichtbar. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt das ganz ausdrücklich: „Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in der jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben“ (*GS* 4). Dieses Schauen auf die Zeichen der Zeit ist Aufgabe aller Christen: Laien und Priester sollen gemeinsam diese Zeichen der Zeit verstehen lernen (vgl. *Presbyterorum ordinis* 9 und *Apostolicam actuositatem* 14).

So sind Kirche und Welt nicht voneinander zu trennen. Die Kirche muss sich im Auftrag Christi auf die spannungsreiche Vielfalt der Welt von heute einlassen. Die Kirche ist dabei selbst für immer Teil dieser Welt. Sie muss es sein, denn nur so kann sie „Sakrament“, Zeichen und Werkzeug für Gottes Heil sein.

3.2 Im Anfang war das Wort ... Partizipation vieler Akteure im Stadtteilnetzwerk

Von Matthias Eggers

Auch und gerade in der Pfarrei kann das Bewusstsein wachsen, als Christen Sauer- teig für das konkrete Lebensumfeld zu sein und mit anderen Menschen zum Wohl des Gemeinwesens zu kooperieren. Pfarrer Matthias Eggers beschreibt den persönlichen Weg und den gemeinschaftlichen Prozess, der in der Pfarrei St. Petrus in Wolfenbüttel zu einem vertieften Verständnis der Verantwortung und Partizipation und zu einem neuen Handeln vieler Partner in einem Stadtteilnetzwerk geführt hat, das sie dort als missionarisch erleben.

Weltkirchliches Lernen als Inspiration

Als junger Pfarrer lag hier mein erstes Interesse: spirituelle Erfahrungsräume zu schaffen, die die persönliche Gottesbeziehung stärken, um aus der Begegnung mit Gott zum Dienst in der Welt die eigene Berufung zu finden. Bemerkenswerterweise war ich als junger Pries- ter ein wenig ernüchert darüber, dass ich in der Pastoral kaum ein tiefergehendes und reflektiertes Suchen und Ringen nach solchen neuen spirituellen Sozialformen finden konnte. Umso dankbarer war ich, als ich im Jahre 2009 an einem bemerkenswerten Sympo- sium unter dem Titel „Kleine Christliche Gemeinschaften verstehen“ teilnehmen konnte, das unter der Perspektive des weltkirchlichen Lernens stand. Schon hier wurde mir deut- lich, wie langwierig offensichtlich kirchliche Entwicklungsprozesse sind und dass es nicht so sehr darum geht, Pastoralkonzepte für das Hier und Jetzt zu entwickeln, sondern viel- mehr grundlegende Perspektiven und Prinzipien zu finden, in denen nachhaltige pastorale Wachstumsprozesse ermöglicht werden.

Lokalräumliches Handeln in Kirche und Staat

Bemerkenswerterweise bekamen wir vor einiger Zeit eine Anfrage der Stadt Wolfenbü- ttel, ob unsere katholische Kindertagesstätte mit ihren 100 Kindern ein Familienzentrum werden könnte. Im weltkirchlichen Lernen, in der Anfrage der Stadt und der vorsichtigen Anfrage der Wohnungsbaugesellschaft an beide Kirchengemeinden im Stadtteil zeigte sich eine durchgehende Perspektive: die Bedeutung des sozialräumlichen Handelns. Schnell wurden dem Kirchortsrat St. Ansgar und mir deutlich, dass ein solches Engagement nur ökumenisch sinnvoll ist.

Katholisch mal grundlegend ökumenisch: Die Menschen guten Willens zusammenbringen!

So kam es zwischen unserer katholischen St. Ansgar-Gemeinde und der evangelischen St. Thomas-Gemeinde zu dem Konsens, ein ökumenisches und generationenübergreifen- des Familienzentrum unter Beteiligung der katholischen Kindertagesstätte und des evan- gelischen Kindergartens zu entwickeln. Von Anfang an war uns dabei wichtig, auch die an- deren gesellschaftlichen Einrichtungen und Verantwortungsträger im Stadtteil zusammen- zubringen, um die Entwicklung des Stadtteils vorantreiben zu können. Zu diesem Zweck gründeten wir gleichzeitig neben dem ökumenischen und generationenübergreifenden Familienzentrum ein Stadtteilnetzwerk, das bewusst keine rein kirchliche Initiative sein will, auch wenn es ökumenisch initiiert wurde. So ist auch auf der Ebene der Institutionen ein gemeinsames Arbeiten auf Augenhöhe möglich. Hier der Gründungstext aus dem Jahre 2012:

PRAXISBERICHT



Pfarrer Matthias Eggers, Pries- ter der Diözese Hildesheim, ein Jahr Freiwilliger in Taizé, 1991 bis 1997 Studium der Theologie und Philosophie in St. Georgen in Frankfurt, geweiht 1999, drei Jahre Kaplan in Stade, von 2002 bis 2006 Kaplan in Goslar.

„Das Wolfenbütteler Stadtteilnetzwerk Nord-Ost möchte:

- Räume schaffen und Raum bieten, um Menschen verschiedener Generationen, Kulturen und sozialer Schichten zusammenzubringen,
- Begegnungsinitiativen fördern und Begegnungen initiieren,
- Engagement initiieren und das Gemeinwohl fördern,
- ein Forum bieten, Initiativen verschiedener Institutionen aufeinander abzustimmen und gegebenenfalls zu vernetzen,
- und damit auf gesellschaftliche Herausforderungen antworten:
- Wegbrechen familiärer bzw. sozialer Netze (Mobilität),
- Älterwerden,
- Isolation,
- Individualisierung,
- eigene Beratungs- und Unterstützungsangebote vorhalten.

Dieses Stadtteil-Netzwerk soll also den sozialen Zusammenhang zwischen den Bewohner/innen unseres Stadtviertels – das ja bislang auch noch keinen Namen hat – stärken und dadurch die Freude vergrößern, hier zu leben.“ Die einzelnen Netzwerkpartner waren zu diesem Zeitpunkt: die Kindertagesstätte St. Ansgar und der Kindergarten St. Thomas, der Caritasverband Wolfenbüttel und die Diakonie-Kreisstelle Wolfenbüttel, die Grundschule am Geitelplatz, die Fachhochschule Ostfalia, die WoBau-Genossenschaft, ebenso Stadt und Landkreis Wolfenbüttel.

Eine erste Aufgabe unserer damaligen Koordinatorin im Rahmen des Prozesses „Lokale Kirchenentwicklung“ war die Vorbereitung und Durchführung einer Zukunftskonferenz im Herbst 2012. Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen beider Kirchen, der Kindergärten, der Geitelschule, Stadtteilbewohner und -bewohnerinnen der jüngeren und der älteren Generation, Träger der Sozialarbeit der Kirchen und im Landkreis, Vertreterinnen und Vertreter der WoBau-Genossenschaft, der Stadtverwaltung und des Stadtrates sowie der Fachhochschule Ostfalia. Insgesamt haben etwa 70 Personen teilgenommen. In sechs Schritten



machten sich die Gruppen auf den Weg, um Ideen für unseren Stadtteil mit seinen circa 10.000 Bewohnerinnen und Bewohnern zu entwickeln. Mit viel Fantasie wurde überlegt, wie der Stadtteil, in dem wir leben, in fünf Jahren ausschauen könnte, welche Veränderungen bis dahin zu mehr Leben im Stadtteil beitragen könnten. Aus den vielen Ideen der Fantasie-Phase wurden folgende Ziele einvernehmlich herausdestilliert:

- Schaffung von mehr Grünflächen
- Stadtteilbüro/Koordinierungsstelle
- Kommunikationsplattform
- Wochenmarkt
- Stadtteilidentität (Stadtteilfeste, Internet)
- Treffpunkte für alle Generationen/lebenswerte Orte der Begegnung (Stadtteilcafé)
- Bürgergarten
- Zentraler Begegnungsort
- Sportangebote/-projekte
- Spiel- und Sportflächen
- Inanspruchnahme und Angebote von ehrenamtlichen Dienstleistungen
- Medien und Informationssysteme
- Mobilität (Car-Sharing, E-Bikes etc.)
- Kooperation mit der Fachhochschule Ostfalia
- Angebote für Kinder und Jugendliche
- Generationsübergreifende Angebote

Entweder ich engagiere mich in der Kirche oder in weltlichen Organisationen – dazwischen gibt es nichts. Also: entweder Caritas oder Rotes Kreuz, Pfarrgemeinde oder Ortsverein einer Partei. Man kann die Grenzen der unterschiedlichen gesellschaftlichen Systeme nicht beliebig verwischen, ohne das jeweilige Profil und die jeweiligen Themen und Aufgaben zu verwässern.

Im Herbst dieses Jahres wird die Zukunftskonferenz, zu der die beiden Kirchengemeinden eingeladen hatten, drei Jahre hinter uns liegen. In dieser Zeit ist sehr viel passiert. Eine Fülle von neuen Begegnungsmöglichkeiten, ein Bürgergarten, Nähkurse, verschiedene Initiativen, gemeinsame Feste, ein lebendiger Adventskalender, Filmnachmittage, Umbauarbeiten und viele andere Projekte sind in dieser Zeit entstanden. In regelmäßigen Netzwerktreffen werden die verschiedenen Projekte und Aktivitäten abgestimmt und besprochen. Regelmäßige Presseberichte, eine Homepage, ein Mailnewsletter und ein halbjährlich erscheinendes Infoblatt berichten von den verschiedenen Entwicklungen und Veranstaltungen. Ich habe zusammen mit meinem evangelischen Mitbruder, dem Pfarrer von St. Thomas, und den beiden Koordinatorinnen alle zwei Wochen eine regelmäßige Dienstbesprechung. Erfreulicherweise konnte die Finanzierung der beiden Projekte mittelfristig (für die nächsten fünf Jahre) gesichert werden und wir sind gerade dabei, die Gründung eines Trägervereins abzuschließen.

Heute staune ich selbst ein wenig, wohin uns das Suchen nach spirituellen Erfahrungsräumen geführt hat: in den ökumenischen Dienst an dieser Welt nämlich, zusammen mit vielen anderen Akteuren. Auch wenn vieles wie „klassische Sozialarbeit“ aussieht, ist die grundlegende Perspektive für mich eine spirituelle: Wir sind unterwegs zum himmlischen Jerusalem, der Stadt Gottes mitten unter den Menschen, einem Ort, zu dem alle Völker pilgern. Die Stadt, in der alle Wohnung finden können und sich das Leben entfalten kann, darf – so gesehen – nicht nur frommer Wunsch sein, sondern ist die Vision des anbrechenden Reiches Gottes, dem unser pastorales Handeln zu dienen hat. Ich verstehe Mission zunehmend als diesen ganzheitlichen Anspruch, als grundsätzliche Hinwendung zum Heildienst an den Menschen. Die großen biblischen Visionen, die uns leiten: der Dienst am Nächsten, der Aufbau von Verbundenheit, das Überschreiten von Grenzen, das Zugehen auf die Fremden und das Vertrauen, dass wir trotz Unterschiede eine einzige Menschheitsfamilie sind, wird darin deutlich, dass Kirche nicht nur sich selbst dient, sondern ganz konkret im Dienst an allen tätig wird.



Die Langfassung dieses Beitrages finden Sie unter www.gemeinsam-kirche-sein.de, das Wolfenbütteler Stadtteilnetz Nord-Ost unter: www.wf-on.net.

3.3 Ökumenischer Domladen Bautzen

Von Peter-Paul Straube



Dr. Peter-Paul Straube, Rektor des Bischof-Benno-Hauses, der Bildungsstätte und dem Tagungshaus des Bistums Dresden-Meißen, Leiter der Katholischen Erwachsenenbildung Sachsen, Mitinitiator des Domladens in Bautzen. Weitere Informationen auf: www.domladen-bautzen.de; www.benno-haus.de; www.kebs.de.

Seit der Reformation feiern evangelische und katholische Christen im Bautzener Simultandom Gottesdienst. Es ist unser gemeinsamer Dom. „Das, was uns verbindet, ist viel stärker als das, was uns trennt“ (Papst Johannes XXIII.) – unter diesem Motto gründeten Anfang April 2008 Bautzener Christen den Verein Ökumenischer Domladen Bautzen e. V.

Der Zweck dieser christlichen Bürgerinitiative ist die Förderung der missionarischen Verkündigung in der Stadt und der Region Bautzen im Sinne einer „Citypastoral“. Wir wollen als Kirche nach draußen gehen – hin zu den Menschen, eine Brücke zwischen Bürgern und Gästen des Doms und der Stadt, Nichtchristen und Christen, hin zum kirchlichen Leben und den Angeboten der Kirchen der Stadt Bautzen und der Region schaffen und gestalten, z. B. der Pfarreien, der Diakonie, der Caritas oder des Bischof-Benno-Hauses Schmochtitz – als kirchliche Stadtinformation, als ein Schaufenster des kirchlichen Lebens.



Citypastoral – Orte der Begegnung in der Stadt

Seit November 2008 wird der Vereinszweck durch die Arbeit des Ökumenischen Domladens in unmittelbarer Nähe des Doms, außerhalb der kirchlichen Räumlichkeiten, mitten in der Stadt, im Sinne einer christlichen Begegnungsstätte umgesetzt. Der Ökumenische Domladen wurde durch den evangelischen Landesbischof Jochen Bohl und den katholischen Bischof Joachim Reinelt gesegnet und seiner Bestimmung übergeben. Er arbeitet mit angestellten und ehrenamtlichen Mitarbeitern – der Vorstand ist geschäftsführend tätig, der laufende Betrieb wurde von Anfang an ohne Kirchensteuermittel aufrechterhalten. Neben dem Verkauf von Literatur, insbesondere christlichen Büchern, Kalendern

oder Karten, sowie Andenken und Kerzen, laden wir zu verschiedenen Veranstaltungen ein, wie z. B. dem „Literaturcafé“ oder der Reihe „Gast im Domladen“. Diese Veranstaltungen haben schon eine kleine Fangemeinde – ebenso haben Büchertische, die zu verschiedenen Veranstaltungen angeboten werden, oder diverse Benefizkonzerte bereits Tradition (Näheres: www.domladen-bautzen.de).

Übrigens: Ökumenski tachanski wobkod – so heißt der Ökumenische Domladen in sorbischer Sprache. Wobkod ist eigentlich so etwas wie ein dörflicher Krämerladen. So bleibt zu hoffen, dass viele Menschen beim Stöbern im Domladen sowie bei Gesprächen und Begegnungen, auch bei Kaffee oder Tee, Hinweise, Anregungen und Kraft für ihr Leben finden ...

3.4 Bibel lesen mit Christen und Nichtchristen

Von Susanne Schneider

An der Kontaktstelle für Lebens- und Glaubensfragen „Orientierung“ in Leipzig lese ich immer wieder mit Christen und Nichtchristen die Bibel.

Kürzlich bot ich vier Abende für Nichtchristen zum Thema „Spirituelle Wege aus dem burn out“ an. Das von mir gewählte Beispiel für innere Erschöpfung war Elia (1 Kön). Wir sammelten Gründe für den schlechten Zustand des Elia unter dem Ginsterstrauch und fanden vieles, was die Teilnehmenden nachvollziehen konnten oder schon selbst erlebt hatten: innere Überforderung, zu hohe Ideale, Recht-haben-Wollen und vieles mehr.

Auch Elias Worte unter dem Ginsterstrauch „nun ist es genug, ... ich bin nicht besser als meine Väter“ konnten die Teilnehmenden gut nachvollziehen. Selbst als wir die Geschichte weiterbetrachteten und ich erzählte, dass dann ein Engel den Elia anrührte und ihn zum Weitergehen anregen wollte, war niemand irritiert: Alle in der Runde hatten in solchen Situationen schon diverse „Engel“ erlebt und das Gespräch darüber war äußerst ergiebig und erhellend.

Das eben gewählte Beispiel zeigt, wie hier an der Kontaktstelle Orientierung in der Bibel gelesen wird: Die Bibel wird gelesen als ein Buch, das Lebenserfahrungen reflektiert und für diejenigen, die dafür offen sind, christliche Hoffnung schenkt.

Die historisch-kritische Methode, die während meines Studiums nahezu der einzige Zugang zur Bibel war, nützt für die Arbeit an der Kontaktstelle in Leipzig nur als Hintergrundinfo. Statt dessen greife ich auf persönliche Exerzienerfahrungen und die ignatianische Art der Bibelbetrachtung zurück und profitiere von Methoden wie Bibliodrama oder Bibliolog.

Was Fragen des Lebens angeht, ist die Bibel unerschöpflich – so beschäftigen wir uns im Augenblick mit der Bibel als Buch, das von Migrant*innen, Asylant*innen und Flüchtling*innen handelt.

Die Nichtchristen schätzen daran besonders, dass es sehr menschlich zugeht und beispielsweise auch der große König David mit Fehlern zu kämpfen hat. Seine Schwächen werden nicht kaschiert und so begegnen uns in der Bibel Menschen, mit denen man sich identifizieren kann.



Wer meint, sich auf den Verständnishorizont von Nichtchristen einlassen zu müssen, der macht aus den klaren Weisungen der Kirche, an die sich jeder Katholik zu halten hat, unklare Kann-Bestimmungen.

Auf keinen Fall wollen die Teilnehmer*innen bei Bibelgesprächen von oben herab belehrt werden. Sie bringen zwar keine oder sehr wenig Kenntnisse über die Bibel mit, aber an Lebenserfahrung mangelt es ihnen nicht. Deshalb verwende ich zum Bibellesen fast ausschließlich erzählende Texte, die spannend und unterhaltsam sind.

PRAXISBERICHT



Schwester Susanne Schneider, *1963 in Laufenburg/Hochrhein, Mitglied der Ordensgemeinschaft der Missionarinnen Christi, Gemeindefereferentin in der Erzdiözese Freiburg, Studium der Katholischen Theologie und Germanistik in Freiburg, Pastoralreferentin, seit 2001 an der Kontaktstelle Orientierung in Leipzig, Schwerpunkte ihrer Arbeit: Glaubenskurse, Mystik, Fasten, feministische Theologie, geistliche Begleitung. Weitere Informationen auf: www.orientierung.leipzig.de.

PRAXISBERICHT

3.5 „Auf fremdem Platz ...“ Kooperation mit der Volkshochschule Leipzig

Von Hermann Kügler

Seit über 15 Jahren halten wir von der Leipziger „Kontaktstelle Orientierung“ – zwei Jesuiten und eine Ordensfrau aus der Gemeinschaft der Missionarinnen Christi – regelmäßig Kurse an der Volkshochschule Leipzig. Das Themenspektrum ist breit und sah im letzten Semester so aus:

- Gottes starke Töchter – was macht meine Stärke aus, wie setze ich sie ein?
- Club der Nachdenklichen: Gespräche über Fragen, die über den Alltag hinausreichen
- Simone Weil und Edith Stein – Mystikerinnen des 20. Jahrhunderts
- Der unbekannte Gott – theologische Abendgespräche
- Kompetent leiten – Gruppen, Gremien, Teams und sich selbst
- Streiten lernen, Auseinandersetzung wagen: Muss das sein?
- Was in Krisen weiterhilft: das Konzept Resilienz

Die Leipziger Volkshochschule ist nach ihrem Selbstverständnis und Leitbild das kommunale Weiterbildungszentrum Nummer eins. Sie steht für lebensbegleitendes Lernen und vielfältige Bildungsangebote in hoher Qualität. Die Themen der Dozent/-innen sind immer dann gefragt und Kurse finden statt, wenn sie den Lebensnerv der Menschen treffen. Wer als Kursteilnehmer/-in abends nach Dienstschluss noch eine Veranstaltung besucht, will in aller Regel nicht ermahnt oder ermüdet werden.

Was dort bearbeitet wird, muss Ermutigung, Unterstützung und Bestärkung bieten, Kompetenzen erweitern und einen „Nutzwert“ für den beruflichen und persönlichen Alltag bieten. Gefragt sind deswegen vor allem berufsfördernde Kurse, Sprachen und Sport/ Gesundheit. Die Teilnehmenden suchen mehr den lebendigen Austausch auf Augenhöhe als reine Informationen. Überflüssig zu sagen, dass eine kirchliche Binnen- und Insider-sprache („kirchisch“) ein absolutes „no go“ ist. Hinzu kommt: Die VHS erreicht mit ihrer Werbung Menschen, die kirchliche Anbieter anderswo nie erreichen würden. So haben wir in den Kursen gewöhnlich eine Mischung aus Religions- bzw. Konfessionslosen, Ex-, Rand- und praktizierenden Christen.

Ausgesprochen religiös-weltanschauliche Inhalte (z. B. „Bibel“ oder „Grundinformation über das Christentum“) kommen eher an, wenn sie religionswissenschaftlich oder geschichtlich eingekleidet sind z. B. „Bibel und Koran im Vergleich“ oder „Das Christentum: eine der Wurzeln unserer Leitkultur?“ oder „Religion als Gefahr oder als Hilfe in psychischen Krisen“. In der Regel lohnt es sich, die Kursthemen mit den Bereichsleitern der VHS vorzubesprechen. Mit 30 % Fehlversuchen muss man aber rechnen.

Lohnt es sich? Nach 15 Jahren meinen wir ohne Wenn und Aber: ja. Und es ist eine immer wieder neue und spannende Herausforderung, stets neue Themen aufzuspüren und sie so zu bearbeiten, dass sie für die Menschen wirklich von Nutzen sind.



Pater Hermann Kügler SJ,
Ordenspriester der Gesellschaft
Jesu (Jesuiten), Pastoralpsycho-
loge und Leiter der „Orientie-
rung Leipzig“, Arbeitsfelder sind:
therapeutische Beratung (ana-
lytisch), Einzel- und Gruppensu-
pervision, geistliche Begleitung,
graduierter Lehrbeauftragter
für themenzentrierte Interakti-
on (TZI), Aus- und Fortbildungs-
kurse mit den Schwerpunkten:
Persönlichkeitsarbeit, Metho-
denkurse und Supervision nach
Ruth Cohn.

Weitere Informationen auf:
www.orientierung.leipzig.de.



4. Die Kirche ist priesterliches Volk Gottes

4.1 Die Sakramentalität der ganzen Kirche und die sieben Sakramente

Von Josef Freitag

Was ist die Kirche? Was gehört zur Kirche? Und was macht die Kirche zur Kirche? Wie kann ich sie von anderem unterscheiden und ihren Markenkern erkennen? Und wie bestimmt, belebt und erhält dieser Markenkern dann alles, was sonst so noch dazugehört – ähnlich wie das Herz bzw. der Herz-Lungen-Kreislauf den Körper als lebendigen Körper erhält, ihm Eigenbewegung, Selbsterhaltung, Wachsen und Reifen ermöglicht?

Die innere, wirkliche Eigenart der Kirche, was sie ist, ihr lebendiges Wesen, besteht in ihrer Sakramentalität, d. h. zutiefst darin, dass sie uns mit Jesus Christus und in ihm mit Gott und den Menschen verbindet, versöhnt und eint. „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt das Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (*Lumen gentium* 1). Die Kirche ist durchaus auch das Gebäude, zu dem ich „zur Kirche gehe“; sie ist die Gemeinde, die ich vor Ort antreffen und erleben, auf die ich verweisen kann; sie ist die Verwaltung und der Apparat, der sich in Einrichtungen, Krankenhäusern, Orden, Caritas, Vereinen, Gemeinschaften, usw. organisiert und verwaltet, Einfluss und Macht ausübt, für sich und für andere etwas erreichen und gestalten will, sich privat und öffentlich zu Wort meldet, hilft und fordert, der in unendlich verschiedenen Gestaltungen immer wieder in Erscheinung tritt. Aber wirklich (und in dem Maße) Kirche werden diese vielen Gestalt(ung)en, wenn und indem sie in Christus Menschen und Welt mit Gott und untereinander verbinden, versöhnen und zum Lebensraum für (immer mehr) Menschen werden lassen. Diese mit Gott und den Menschen verbindende und darum (freundliche wie zuspruchs- und anspruchsvolle) verbindliche Wirklichkeit ist die Kirche. Das ist mit ihrer Sakramentalität zutiefst gemeint.

Diese Sakramentalität ist abgelesen an der Eigenart der Sakramente. Dabei meint Sakramentalität der Kirche gerade, dass Kirche *nicht* eines der 7 Sakramente (Taufe, Firmung, Eucharistie, Buße, Krankensalbung, Ehe und Weihe) ist, sondern wie deren Grundeigenart „gebaut“ oder verfasst ist und deshalb entsprechend gelebt werden will und zu leben ermöglicht, nämlich Zeichen und Werkzeug für Gottes Wirken in Christus und seinem Geist zu sein. Es ist ihre Eigen-Art, *als* Werkzeug der Einigung mit Gott und der Menschen untereinander nicht nur Mittel zum Zweck zu sein, sondern Werkzeug zu sein *als* Zeichen/ Darstellung dieser Einigung, als Zeichen für das, was werden soll und werden wird, als dessen Angeld und Vorschuss, ihr Vorausbild, das das Kommende schon jetzt anbrechen lässt. Ehrlicher Weise weiß und sagt sie, dass diese Einigung noch nicht vollendet, noch unvollkommen, aber schon wirklich ist, eben noch auf dem Weg, noch aber auch schon im Werden ist. Sie ereignet sich jetzt, sie hat begonnen. Die Kirche hat so eine gewisse Ähnlichkeit mit den Verhältnissen, dem Zustand oder den Prozessen unserer Demokratie, unseres Rechtsstaates und unserer Marktwirtschaft: Wir leben schon in ihnen, profitieren von



Dr. Josef Freitag, Professor für Dogmatik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Erfurt, *1950 in Ewerswinkel im Kreis Warendorf, Studium der Theologie in Münster, Straßburg und Rom, Priester der Diözese Münster, geweiht 1976, von 1977 bis 1981 Kaplan in Oelde, von 1981 bis 1984 Subdirektor und Studienpräfekt am Collegium Borromaeum in Münster, geistliche Begleitung von Erfurter Seminaristen, regelmäßig Aushilfen in den weiter entfernten Diaspora-Gemeinden in der Diözese Erfurt, ab Herbst 2016 Vorsitzender der Gemeinschaften Charles de Foucault e. V., Mitglied in der Priesterbruderschaft Jesus Caritas.



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/gottesvolk/>

ihnen und entdecken deswegen immer mehr, was an Demokratie, Rechtsstaat, Marktwirtschaft noch fehlt, was zu tun bleibt, was sich noch entwickeln und die Verhältnisse und das Verhalten der Bürger und Akteure bestimmen muss, damit Demokratie, Rechtsstaat und Marktwirtschaft umfassend und durchdringend bestimmend werden.

In ihrem Innersten ist die Kirche sakramental

Die Kirche ist also nicht ein achttes Sakrament. Vielmehr ist sie in ihrem Wesen sakramental, Zeichen und Werkzeug, Darstellung und Instrument der Verwirklichung. Die Verbindung von Kirche und Sakramenten reicht aber noch tiefer. Die Kirche ist die Gemeinschaft von Menschen, in der die Sakramente empfangen, gelebt und prägend werden können; zugleich wird sie ihrerseits von den Sakramenten geprägt. Anschaulich gesagt: Durch die

Taufe wird jemand Christ, wird er zugleich in die Kirche aufgenommen, wird Glied und Teil der Kirche, wird selbst Kirche. Er wird es, indem er in der Taufe

von Gott nicht nur von aller Sünde befreit und mit Hl. Geist erfüllt und geheiligt wird, sondern auch Glied am und im Leib des menschengewordenen, gekreuzigten und auferstandenen Christus wird: Er geht in dessen Erfahrungs- und Lebenswirklichkeit ein, übernimmt sie im Glauben, wird selbst von ihr geprägt (der Taufcharakter). Anders gesagt: Als Getaufte, als Christ bekommt er Anteil am Ostergeheimnis Christi, am Mysterium Paschale, am Geschehen von Tod und Auferstehung Christi, das sein

„War bisher alles falsch, was wir gemacht haben?“ Warum soll es noch ein besonderes Dienstamt des Priesters geben, wenn es das priesterliche Gottesvolk und in ihm das gemeinsame Priestertum gibt? Schwere Identitätskrise des Priestertums in der Kirche?! Wie viele Dienste gehören der Taufberufung, welche der Weihe? Diese an sich gefährliche Gegenüberstellung ist in gemeinsamen Gruppen von Priestern und Laien, aber auch bei Kursen mit Priestern von ganz praktischer Bedeutung. Denn klassisch waren und sind immer noch viele gewohnheitsmäßig den Priestern obliegende Aufgaben überhaupt nicht an die Weihe gebunden ...



Die ganze Kirche ist Zeichen der Gegenwart Gottes in der Welt



eigenes innerstes, sein Leben auf diesen Tod und diese Auferstehung hin prägendes Geheimnis wird. Ein und dasselbe Pascha-Geheimnis der Verwandlung des Sterbens in neues Leben in Christus feiern wir auch in der Eucharistie als Geheimnis des Glaubens: *Deinen Tod, o Herr, verkünden wir, und deine Auferstehung preisen wir, bis Du kommst in Herrlichkeit.* In der Eucharistie empfangen wir Leib und Leben Christi so, dass wir in Christi Wirklichkeit, in seinen Leib hinein verwandelt werden. Das ist das eigentliche Geheimnis unseres Glaubens (nicht die Transsubstantiation, die Verwandlung von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi); das geschieht, damit wird durch die Kommunion, die Gemeinschaft mit Christus, in sein neues Leben, in seine neue Wirklichkeit beim Vater und bei den Menschen verwandelt werden. Diese Wirklichkeit prägt sich in uns aus und durch uns der Welt ein.

In der Kirche und als Kirche wird das österliche Grundgeheimnis unseres Glaubens an Entscheidungs- und Knotenpunkten unseres Lebens, in den Lauf unsers Lebens und als Gemeinschaft der Glaubenden für die Geschichte entfaltet und nötigenfalls auch, falls gestört, wieder repariert. Dabei ist die Kirche nicht nur Ergebnis oder Frucht der Sakramente, sondern auch der Raum, in dem sie gefeiert werden können und ihre Wirkung entfalten.

Die Einzelsakramente sind eben keine nur individuelle, sondern immer vorgängig eine gemeinschaftliche, kirchliche Wirklichkeit. Sie werden immer dialogisch, in der Beziehung von „Empfänger“ und „Spender“, von Glaubendem und Christus (sichtbar im Priester, der für Christus steht) wirksam. Es gibt keine Sakramente ohne die Gemeinschaft der Glaubenden, ohne die Kirche. Sie werden in der Kirche empfangen und beziehen tiefer in sie ein. So gewinnen die Sakramente ihre volle Wirksamkeit nicht schon individuell, sondern in der Kirche und als Kirche – für das Leben der Welt, um dem Einzelnen und allen in Christus den Zugang zum und die Verbundenheit im Leben Christi mit dem Vater und den Menschen zu erschließen. So können alle Menschen und die ganze Geschichte verwandelt werden hinein in die Wirklichkeit, die Gott in Christus allen und der Welt eröffnet hat. Diese

Wirklichkeit will alle Beziehung und die innerste Wirklichkeit der Menschen prägen. Deswegen wird Kirche so vielgestaltig wie die Menschen und ihre Beziehungen selbst. Aber sie geht nicht in den Menschen auf, verliert sich nicht in dieser Vielfalt (obwohl diese Gefahr immer besteht), sondern lässt die Menschen zu ihrer wahrer Bestimmung hinfinden, eben zu der mit der Taufe und als Gemeinschaft der Kirche in Christus empfangenen und anhebenden Wirklichkeit der Gemeinschaft mit Gott und untereinander.



Was ein Priester ist, lässt sich nur von Jesus Christus her erklären. Aufgrund seiner sakramentalen Weihe ist der Priester bestellt und bevollmächtigt, „in persona Christi capitis“ zu handeln und auf diese Weise darzustellen, dass Jesus Christus als der Auferstandene auch heute seine Kirche führt, zu ihr spricht und sie heiligt. Das kommt vor allem bei der Feier der Eucharistie zum Ausdruck, der der Priester vorsteht und die für die Gemeinschaft der Glaubenden sichtbar und erfahrbar macht, dass Christus ihr Haupt ist, dass es Jesus Christus ist, der sie im Wort und Sakrament stärkt und leitet. Daraus ergibt sich als eine wesentliche Leitungsaufgabe des geweihten Priesters, den vielfältigen Berufungen, Diensten und Charismen im Gottesvolk zu dienen, sie zu wecken, zu begleiten, zu fördern und sie zur Zusammenarbeit und Einheit im Leib Christi zu führen. Priesterlicher Leitungsdienst ist nicht auf die Vermehrung der eigenen Macht oder zur Herrschaft über die anderen ausgerichtet, sondern darauf, dass alle Gläubigen ihre je eigene Verantwortung für die Sendung der Kirche erkennen und wahrnehmen können. Mit einem Augustinuswort kann man – sinngemäß abgewandelt – sagen: „Mit euch bin ich Christ, für euch bin ich Priester“. Das wird ein Priester umso glaubwürdiger tun können, je mehr er tatsächlich auch seinen priesterlichen Dienst in der Nachfolge Jesu Christi versteht und entsprechend geistlich ausgestaltet.



Aus dem Brief der deutschen Bischöfe an die Priester vom 25. September 2012: www.dbk-shop.de/de/Deutsche-Bischofskonferenz/Sonstige-Publikationen/Flyer-Brief-der-deutschen-Bischoefe-an-die-Priester.html.

Die Kirche unterwegs durch die Zeit

Sie bleibt im Werden auf ihre Vollendung hin. Sie ist noch nicht das Reich Gottes, aber dessen Keimzelle und Sauerteig, die alles durchdringen und in communio verwandeln soll und will, bis dass Gottes Liebe alles erfüllt, vereint und vollendet. Deswegen ist die Kirche in allen ihren Vollzügen und Ausprägungen eine gott-menschliche Wirklichkeit. Solange sie nur eindimensional, in einer ihrer beiden Dimensionen, ob der göttlichen oder der menschlichen, wahrgenommen wird, ist sie nur verkürzt und verzerrt erfasst. Erst und nur im Ineinander und Miteinander beider Dimensionen – wie in Christus – ist sie ganz, ist sie wirklich und wirksam Kirche, eben als das gott-menschliche Wirken Gottes, als Zeichen und Werkzeug verstanden. In dieser ihrer Wirklichkeit ist sie sakramental, ist sie vorläufig, aber schon wirklich, auf ihre Vollendung hin, unterwegs und wirksam. Die Kirche ist kein Einzelsakrament, aber Ort, Frucht und Vollzugsform der Sakramente. Wie die Sakramente von Christus eingesetzt sind und im Glauben, der aus dem Hören auf die Verkündigung entsteht, als Begegnung mit Christus wirksam werden, so auch die Kirche: in Christus, aus seinem Tod und Auferstehen als neue Wirklichkeit hervorgehend, ist sie die Gemeinschaft und das Leben, das aus der Christusbegegnung der Glaubenden in deren Miteinander entsteht und so die Glaubenden und die Welt verwandelt auf ihre Vollendung hin.

4.2 Der Kirche ein Gesicht geben – Gedanken eines Pfarrers zur veränderten Pastoral in einer sogenannten Großpfarre

Von Magnus Koschig

Die Gemeinde war die Pfarrei und die Pfarrei, das war eine große Familie, in der sich alle geborgen fühlten. Der Pfarrer kannte die meisten Gemeindemitglieder und war für viele die zentrale Leitfigur. Auf diesem Hintergrund bin ich groß geworden und dies hat mich auch noch in den ersten Jahren meines Priesterseins geprägt. Doch von Jahr zu Jahr wurden die Zuständigkeiten erweitert, musste ich unter Beibehaltung der bisherigen Aufgaben eine weitere Gemeinde übernehmen. Am Ende waren es zwei Pfarreien und drei Pfarrvikarien für die ich zuständig war. Bei der Umstrukturierung im Bistum Magdeburg kamen mit einem Mitbruder noch eine Pfarrei und eine Pfarrvikarie dazu, so dass am 1. Juli 2009 sieben Gemeinden zur neuen Pfarrei Carl Lampert Halle fusionierten.

Wie ist in einem größeren Gebiet (die Pfarrei erstreckt sich von der nördlichen Innenstadt Halles jeweils 25 km nach Westen und nach Norden) mit circa 120.000 Einwohnern und circa 4.600 Katholiken eine persönliche Seelsorge möglich? Wie können wir (eine der Fragen, die sich der Pfarrgemeinderat gestellt hat) auf die zunehmende Vereinzelung von Christen vor Ort reagieren?

Wenn die Kirche nah bei den Menschen sein will, braucht es einen Mentalitätswandel, müssen alle umdenken und Kirche weder mit dem Kirchturm noch mit Hauptamtlichen identifizieren. Außerdem gilt es, die vielen Nichtchristen als Anfrage und als Chance zu sehen.

Um diese Herausforderungen ansatzweise annehmen zu können, haben wir versucht, in einem Themenjahr „Taufe“ das gemeinsame Priestertum aller Getauften und Gefirmten wieder ins Bewusstsein zu heben und die vielen Charismen und Fähigkeiten, die Gott unserer Pfarrei geschenkt hat, wahrzunehmen.

Kirche ist dort lebendig, wo Menschen sich selbst als Kirche verstehen, „der Kirche ein Gesicht geben“. Für mich als Pfarrer bedeutete dies, mich zu entlasten und Verantwortung durch andere mittragen zu lassen. So haben wir eine Gruppe von Ansprechpartnern vor Ort gebildet, die nah bei den Menschen sind und deren Anliegen und Fragen aufgreifen. Sie geben diese an die Gemeinderäte, die es in den einzelnen Gemeinden der Pfarrei gibt, weiter oder wenden sich – je nach Anliegen – an Pfarrgemeinderat oder Kirchenvorstand oder einen der Hauptamtlichen.

Ich bin mir sicher, dass es in den meisten Gemeinden Menschen gibt, die bereit sind, der Kirche ihr Gesicht zu geben. Sie ernst zu nehmen, ihnen Rechte und Pflichten zu übertragen, macht die Pfarrei lebendiger und bewahrt davor, alles nur von den Strukturen her zu denken. Je stärker es uns gelingt, die Charismen zu sehen und zu fördern, umso weniger laufen wir Gefahr, dass Kirche selbst in der Fläche unpersönlich und anonym wirkt.

PRAXISBERICHT



Zuerst war ich Pfarrer einer Pfarrgemeinde, dann kam eine weitere hinzu, dann wurden es vier, schließlich acht – Ende nicht abzu-sehen, immer unter Beibehaltung meiner bisherigen Aufgaben.



Pfarrer Magnus Koschig, *1960, Priester der Diözese Magdeburg, geweiht 1988 in Magdeburg, Vikar in Aschersleben, Rektor im Jugendbildungshaus St. Michael in Roßbach, Pfarrer in Quedlinburg, seit 2002 Pfarrer in Halle, seit 2005 Gemein-deberater und Organisations-entwickler, seit 2012 Dechant für das Dekanat Halle. Weitere Informationen auf: www.pfarrei-carl-lampert.de.



Es gibt viele Menschen, die gegenüber der Stärkung der Taufberufung skeptisch sind. In einer arbeitsteiligen Expertengesellschaft ist es eine Illusion, ohne oder mit weniger Fachleuten auskommen zu wollen. Seelsorge für und von jedermann und jedefrau bedeutet Qualitäts- und Distinktionsverlust. Damit verliert die Kirche an Attraktivität und schwächt sich selbst. „Schließlich zahlen wir Kirchensteuer!“



Gemeinsam Kirche sein im Gebet

Die Pfarrei Carl Lampert versteht sich heute als Netzwerk von Gemeinden und Gemeinschaften, die in ökumenischer Gesinnung versuchen, den Menschen den Glauben an den liebenden, barmherzigen Gott, der für alle das Heil will, nahe zu bringen. Dort, wo wir in guter Atmosphäre miteinander im Gespräch sind und bleiben, gelingt es auch. Dort, wo wir meinen, dass alles klar ist und jede und jeder für sich agiert, gibt es früher oder später Reibungsverluste, entstehen Probleme. Deshalb brauchen wir immer wieder Momente des Innehaltens, um uns zu vergewissern, dass wir alle Kirche sind und dass wir nur gemeinsam in einem herrschaftsfreien Miteinander Zeichen des Heils in der Welt sein können. Für mich heißt das, mein Amt immer wieder in den Dienst aller zu stellen und ihnen zu helfen, die je eigene Berufung zu leben. Für mich eine erfüllende und dankbare Aufgabe, die ich auch nach 27 Dienstjahren immer noch gern erfülle und für die es sich lohnt, Priester zu sein.

4.3 „Zum Paradies mögen Engel dich geleiten!“ Erfahrungen mit dem Beerdigungsdienst von Laien

Von Peter Dückers

„Lasst uns den Leib der Verstorbenen zum Grab tragen in der Hoffnung auf die Auferstehung.“

Es ist Montagvormittag um 11.20 Uhr auf dem Friedhof in Aachen-Eilendorf. Gerade hat Martina Spies eine Verabschiedung in der Friedhofskapelle geleitet. Jetzt kommen Bestatter und Träger hinzu. Die Prozession mit dem Sarg setzt sich in Bewegung. Martina Spies geht voran, in ihrem weißen Gewand deutlich als Frau der Kirche erkennbar. Gleich wird sie das Grab segnen, Erde auf den Sarg werfen und das Kreuzzeichen über das Grab machen. Ein letztes Wort des Abschieds an die Angehörigen – dann ist der Beerdigungsdienst für heute zu Ende.

Heute ist es eine besonders emotionale Situation bei der Beerdigung. Nadine ist nur gut 40 Jahre alt geworden und hinterlässt eine siebenjährige Tochter. Martina Spies kannte sie von der Kolpingfamilie. Das hat es ihr möglich gemacht, die Verabschiedung sehr persönlich zu gestalten, auch von ihrem eigenen Glauben an das ewige Leben zu sprechen. Die Angehörigen von Nadine sind sehr dankbar dafür. Für sie war es nicht leicht, Abschied zu nehmen. Da war es gut, dass Martina Spies viel Zeit hatte für das Gespräch bei ihnen zu Hause, dass sie zuhören konnte. Der Bestatter hatte die Familie gefragt, welche Form der Beerdigung sie gerne hätte: Sarg oder Urne, Messfeier in der Kirche mit anschließender Beerdigung durch den Priester, Wortgottesdienst mit Verabschiedung auf dem Friedhof und Beerdigung durch einen Laien? Die Familie wusste, dass es in St. Severin in Eilendorf seit Jahren ehrenamtliche Beerdigungshelfer/innen gibt. Und sie kannten Martina Spies ja auch persönlich – und hatten gehört, dass sie das sehr einfühlsam macht und persönliche Worte findet. Deswegen war die Wahl klar. Eine Messfeier hätten sie eh nicht gewollt. So eng war ihre Beziehung zur Kirche dann auch wieder nicht. Dass die Pfarrei auf jeden Fall eine Messe für die Verstorbene feiert, ist nicht ihr Thema. Ihnen reicht die Verabschiedung auf dem Friedhof.

Über den Glauben sprechen – auch in schmerzvollen Situationen

Martina Spies ist eine von sechs ehrenamtlichen Laien in St. Severin, die vom Bischof zum Beerdigungsdienst beauftragt sind. Und die einzige Frau. Das hat ihr damals die Entscheidung nicht ganz leicht gemacht, als der Pfarrer sie ansprach, ob sie sich vorstellen könne, diesen Dienst zu übernehmen. Aber nachdem sie jahrelang in der Kommunionkatechese mitgemacht hatte, suchte sie ein neues Aufgabenfeld in der Gemeinde. Die 57-Jährige arbeitet, nachdem ihre beiden Kinder inzwischen 17 und 15 Jahre alt sind, wieder zeitweise im kirchlichen Altenheim, sie wollte sich aber darüber hinaus auch ehrenamtlich engagieren. Ihr ist es wichtig, über den Glauben zu sprechen – und gerade in schmerzvollen Situationen Kraft und Trost aus dem Evangelium zu vermitteln. Und da schien ihr der Beerdigungsdienst ein ideales Feld, über die wirklich wichtigen Themen im Leben von Menschen und auch im Leben der Pfarrgemeinde ins Gespräch zu kommen. So hat sie damals teilgenommen an einem sehr intensiven Jahr der Vorbereitung auf den Beerdigungsdienst. Acht Abendveranstaltungen und vier ganze Samstage hat sie investiert, um sich schulen zu lassen für Kondolenzgespräche, Trauerrituale und den eigentlichen Dienst der kirchlichen Beerdigung. Sie sieht sich nicht als Lückenbüsserin für die weniger werdenden Priester.

PRAXISBERICHT



Dr. Peter Dückers, Priester der Diözese Aachen, Weihe 1997, Promotion 2003, von 2003–2009 Pfarrer, Referent für Liturgie und Homiletik im Bischöflichen Generalvikariat Aachen, Diözesanbeauftragter für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk sowie Subsidiar in einer Aachener Pfarrei. Weitere Informationen auf: www.kirche-im-bistum-aachen.de; www.st-severin-eilendorf.de.

Dafür sind der Respekt und die Anerkennung durch Angehörige zu groß. Für sie ist es ein eigenständiger Dienst und es freut sie, dass auch der Pfarrer das ehrenamtliche Engagement in der Trauerpastoral wertschätzt und fördert. Wenn sie den Kondolenzbesuch plant, nimmt sie sich Zeit und hat nicht gleich einen Anschlusstermin im Nacken. Unter Umständen trifft sie sich auch ein zweites Mal mit den Angehörigen. Auf jeden Fall bietet sie an, in den Tagen nach der Beerdigung noch mal vorbeizukommen. All das, so weiß sie, können die Priester ja kaum noch gewährleisten.

Die Sorge um Verstorbene und Hinterbliebene gehört zu den Kernaufgaben christlicher Gemeinde. In ihr kristallisiert sich in besonderer Weise die Verkündigung der christlichen Botschaft von Tod und Auferstehung ...

Um auch in unserer kirchlichen Situation des Priestermangels der Ausübung dieser Sorge um Tote und Trauernde gerecht zu bleiben und auskunftsfähig über unsere Hoffnung zu sein, sind seit 15 Jahren in unserem Bistum mehr und mehr Laien im Beerdigungsdienst engagiert. Es gibt eine von erfreulich wachsender Akzeptanz begleitete gute Praxis in diesem Feld. Dazu gehören eine gute Ausbildung und die Praxis, die Beauftragung aufgrund der Zustimmung von Pfarrer und Pfarrgemeinderat auszusprechen. In dem Dienst von Laien im Begräbnisdienst kommt die Verantwortung der ganzen Gemeinde für die Sorge um Trauernde und Verstorbene zum Ausdruck. In seinem Brief zur Praxis der Begräbnisliturgie hat der damalige Bischof von Aachen, Heinrich Mussinghoff, im Juli 2006 einige theologische Grundzüge und Leitlinien vorgelegt.

Dem Personalmangel dadurch begegnen zu wollen, dass die immer weniger werdenden Ehrenamtlichen noch mehr Aufgaben übernehmen, ist illusorisch und vor allem unverantwortlich. Die Überlastung der Hauptberuflichen registriert das System Kirche, weil sie sich krank melden oder aus den Dienstplänen ganz ausfallen. Den Ausfall der Ehrenamtlichen bemerkt das System nicht. Sie scheinen deswegen eine unbegrenzte Ressource zu sein, in Wirklichkeit sind gerade sie der entscheidende Mangel der Kirche.

Sein Anliegen, den Begräbnisdienst durch Gemeindemitglieder zu fördern, ist seitdem umfangreich aufgegriffen worden. Ende 2015 waren 295 Personen durch bischöfliche Beauftragung zum Beerdigungsdienst bestellt, davon 167 Frauen und 128 Männer, ein Drittel Hauptamtliche, also Gemeinde- und Pastoralreferenten/innen, zwei Drittel Ehrenamtliche. Die umfangreichen qualifizierenden Kurse werden von den Büros der Regionaldekane durchgeführt und vom Generalvikariat begleitet, die Beauftragung erteilt der Bischof dann auf Antrag des zuständigen Pfarrers für vier Jahre.

Die Beerdigungspraxis vor Ort sieht sehr unterschiedlich aus. Es gibt Gemeinden, in denen bestimmte Wochentage auf Priester, Diakone und meist hauptamtliche Laien aufgeteilt sind. In St. Severin hat man, auch um die Akzeptanz zu erhöhen, auf solche Vorgaben verzichtet – was auch damit zusammenhängt, dass einige Priester verfügbar sind, die zwar hauptsächlich diözesane Aufgaben erfüllen, bei Bedarf aber Exequien feiern und beerdigen können. Außerdem hat der Pfarrer bei Einführung des Beerdigungsdienstes durch Laien darauf Wert gelegt, dass dieser Dienst als Aufgabe der Gemeinde eher durch Ehrenamtliche als durch Hauptamtliche geleistet werden soll. So haben die Angehörigen die Wahl, ob Exequien und Beerdigung von einem Priester gefeiert werden oder ob ein Laie die Verabschiedung und die Beerdigung leitet. Diese Wahlmöglichkeit hat nicht unerheblich dazu beigetragen, dass die ehrenamtlichen Beerdigungshelfer inzwischen weitgehend akzeptiert sind und ihr Dienst im Allgemeinen dankbar angenommen wird.

Martina Spies jedenfalls hat – entgegen anfänglicher Befürchtungen – so gut wie nie Vorbehalte gespürt, wenn sie den Beerdigungsdienst übernommen hat. Immerhin wird sie ein bis zwei Mal im Monat vom Pfarrbüro – und manchmal auch von Angehörigen – angefragt, hat also seit ihrer Beauftragung circa 70 Menschen beerdigt. Wenn sie zu Beginn der Prozession zum Grab den Wunsch spricht: „Zum Paradies mögen Engel dich geleiten“, dann denkt sie manchmal, dass auch sie vielleicht ein solcher Engel sein darf, der die Verstorbenen auf ihrem letzten Weg zu Gott begleitet. Und dieses Gefühl erfüllt sie mit großer Dankbarkeit. Es ist ihr eine Ehre, den Beerdigungsdienst zu übernehmen.

4.4 Vergebung – Thema in der Firmvorbereitung

Von Kim J. N. Sell

Die Pfarreiengemeinschaften rund um den Volkersberg, Pfarreiengemeinschaft Oberer Sinngrund, Pfarreiengemeinschaft Maria Ehrenberg und Pfarreiengemeinschaft St. Georg Bad Brückenau haben die gewohnten Bahnen der Firmkatechese verlassen und ihr Konzept auf erlebnispädagogische Elemente umgestellt.

Durch die Erfahrungen, die die Jugendlichen während der zwei Wochenenden sammeln können, werden sie in die verschiedenen Thematiken der Firmung nicht nur eingeführt, sondern sie erleben und durchleben es mit allen Sinnen. Sie lernen die Bedeutung der einzelnen Bereiche des Lebens. In den verschiedenen Einheiten werden ihnen Aufgaben gestellt, die sie durch Entwickeln von Strategien und Lösungsansätzen nur in Kooperation aller Gruppenteilnehmer lösen können. So lernen sie die Dringlichkeit, eine gute Kommunikation innerhalb der Gruppe aufzubauen. Sie erlernen ihre Fähigkeit, die anderen Gruppenteilnehmer mit all ihren Begabungen zu fördern und die Schwachstellen der Anderen anzunehmen. Sie unterwerfen ihren eigenen Lösungsansatz der Gruppendynamik, um die gestellten Aufgaben gemeinsam, präzise und effektiv zu meistern. Unser Pilotprojekt, die Firmkatechese auf Erlebnispädagogik um zu stellen, war ein voller Erfolg. Wir konnten dadurch Glauben erlebbar und nachvollziehbar machen. In verschiedenen Einheiten wurden Themen wie Gemeinschaft, Vertrauen und auch Scheitern bearbeitet.

Gerade das Scheitern im Leben gehört zum Leben der jungen Menschen unvermeidlich dazu. Sie erleben, dass nicht jede Schulaufgabe mit der Note eins geschrieben werden muss. Die schlechte Zensur hat plötzlich reale aber beherrschbare Folgen für die Zukunft. Im Verlieben erleben Jugendliche oft auch ein erstes Scheitern einer Beziehung. In den morgendlichen Impulsen war das ein Thema.

Nach dem Frühstück wurden die Firmlinge zur „wall“ geführt. Die Wall ist eine Holzbretterwand mit folgenden Maßen: 4 auf 4 Meter hoch und breit. An ihre Rückwand ist ein Po-dest in der Höhe von 3 Meter angebaut.

Ihre Aufgabe war die Bretterwand zu meistern und auf die „wall“ mindestens sechs Personen hochzuheben und dies ohne Hilfsmittel. Eine Gruppe ist daran gescheitert und die zweite Gruppe hat dieses Hindernis gemeistert. In der Reflexion meinten die Jugendlichen, es war eine sehr große Herausforderung, die sie aber gerne angenommen haben.

Die Gruppen, die zuerst gescheitert waren, meinten, dass sie mit mehr Zeit und genaueren Überlegungen die Aufgabe sicherlich bewältigt hätten. Ihre Frustration war sehr gering, wussten sie doch, dass nicht alle Aufgaben im ersten Versuch zu meistern sind. So lernten sie in dieser Einheit, dass nicht alles sofort oder gleich gemeistert werden kann. Im zweiten Versuch haben sie dann das Ziel erreicht.

In der Nachmittagseinheit war für die Firmlinge ein Parcours mit vielen Stationen aufgebaut. Die Jugendlichen sollten sich mit der Thematik Schuld, Fehler oder Sünde auseinandersetzen. Dazu waren sie eingeladen, sich einen Stein zu suchen, der ihren „Gewissensballast“ darstellen sollte.

Der zweite Ort war mit unterschiedlichen Metaphern ausgestattet. Sie sollten sich der Frage stellen: Wie gehe ich mit Schuld, Fehlern oder Sünde um? Sie hatten die Möglichkeit, den Stein zu bemalen, zu behauen und zu dekorieren.

PRAXISBERICHT



Kim J. N. Sell, Diakon in der Diözese Würzburg, Ausübung des pastoralen Dienstes in der Pfarreiengemeinschaft St. Georg und in der Pfarreiengemeinschaft Maria Ehrenberg.



Entnommen aus dem Themenheft „Vergeben“ (Februar 2016) der Zeitschrift „heute.glauben.leben“ für pastorale Mitarbeiter und Verantwortliche im Bistum Würzburg. Sie wird herausgegeben vom Leiter der Hauptabteilung II – Seelsorge – des Bischöflichen Ordinariats Würzburg, Weihbischof Ulrich Boom.

Der dritte Ort war ein Platz mit einer gestalteten Mitte. Dorthin sollten sie sich in die Stille zurückziehen können.

Die vierte Station lud zum Gespräch mit einem der Seelsorger ein. Dies konnte als Beichtgespräch (Priester) oder als Seelsorgegespräch (z. B. Diakon) genutzt werden. Alle Orte mussten besucht werden und waren daher verpflichtend.

In der Nachbetrachtung äußerten die jungen Menschen, dass sie sich durchaus schuldig machten. Ihnen wurde auch bewusst, dass verschiedenartige und gewichtige Fehler und Sünden vorhanden sind, die sie aufarbeiten konnten. Sie durften aber auch erfahren, dass durch die Beichte die Vergebung ihrer Sünden möglich ist. Viele spürten eine sehr große Überwindung in ein Beichtgespräch zu gehen. So herrscht die Meinung vor, solche kleinen Sünden kann ich persönlich mit Gott ausmachen. Obwohl die Mehrzahl der Jugendlichen in einem Seelsorgegespräch positive Eindrücke erfahren haben, wollte kaum jemand beichten. Hier muss Kirche einladender werden, um den Wert der Beichte darzustellen.

Die Firmandin wird durch ein Seil von anderen Jugendlichen gesichert



Fehler eingestehen oder einander zu vergeben wird unterschiedlich betrachtet. In einer kleinen Gruppe, in der sich alle kennen und wertschätzen, ist es eine Notwendigkeit. Wenn keine Entschuldigung kommt, wird in der Clique nachgefragt und oft sogar aufgefordert, dies zu tun. Fehler eingestehen, ist in diesem Kontext ein Muss!

Wird diese Gruppe größer, wie zum Beispiel eine Schulklasse, kann es zu anderen Reaktionen kommen. Da kann es passieren, dass er von dieser Gruppe bloßgestellt wird, wenn man um Verzeihung bittet. Dort könnten solche Sprüche kommen. „Vergib ihm nicht!“, „Sei kein Opfer!“, „Du bist aber ein Weichei!“, „Hilf ihm/ihr bloß nicht! Er/Sie ist selber schuld daran!“

In Gottesdiensten am Ende der Firmvorbereitung wurden zum Schuldbekenntnis die Steine zum Altar gebracht. Dort war für alle sichtbar, dass Schuld und alle Last bei Gott abgeladen werden kann.

4.5 Die Legende vom verlorenen Hirten

Von Hermann Stenger

„Eines Morgens warteten die Schafe darauf, von ihrem Hirten aus dem Pferch heraus und auf die Weide geführt zu werden. Aber der Hirte kam und kam nicht. Anfangs warteten die Schafe geduldig, dann ungeduldig. Sie begannen jämmerlich zu blöken und die Verwirrung nahm zu. Das bewährte Leittier wandte sich in seiner Ratlosigkeit an den Hund mit der Frage, ob er denn wisse, was in dieser Notlage zu tun sei. Der Hund jaulte einige Male laut auf, um Zeit zum Nachdenken zu gewinnen, und schlug schließlich vor, in das zuletzt beweidete Tal zurückzukehren und dort den Hirten zu suchen.

Der Vorschlag gefiel dem Leittier und seinem Anhang. Einige der Böcke durchbrachen das Gatter des Pferchs mit ihren kräftigen Leibern. Der Weg war frei. Der Hund rannte voraus und das Leittier mit allen anderen Tieren, den alten und jungen, hinterher. Erschöpft kamen sie auf der Weide im fernen Tal an. Bevor sie sich auf die Suche nach dem verlorenen Hirten machten, mussten sie sich erst ausruhen. Hunger hatten sie vor lauter Kummer keinen, dafür umso mehr Durst. Diesen stillten sie gierig an der ihnen schon bekannten Wasserstelle. Dann legten sie sich im Schatten der Ölbäume und der Tamarisken nieder und schliefen, todmüde, wie sie waren unverzüglich ein.

Da geschah etwas nie Dagewesenes. Alle hatten den gleichen Traum! Sie träumten, aus ihnen seien Hirtenfrauen und Hirtenmänner, Hirtenmädchen und Hirtenknaben geworden. Als sie dann alle, kurz nacheinander, aufwachten, war es tatsächlich so, wie sie geträumt hatten. Sie bestaunten sich gegenseitig und wunderten sich, dass sie, in schafwollene Kleider und Mäntel gehüllt, aufrecht umhergehen konnten. Zunächst waren sie gegenüber der neuen Wirklichkeit misstrauisch, aber bald konnten sie mit ihr einverstanden und auch ein wenig stolz auf sie sein. Jeder und jede von ihnen besaß eine Hirtentasche, gefüllt mit

IMPULS



Dr. Hermann Stenger, *1920 in München, 1947 Eintritt in den Orden der Redemptoristen (CSsR), Priesterweihe 1951, Studium der Theologie und Psychologie, Psychotherapeut und Hochschullehrer, Gründungs- und Ehrenmitglied der Deutschen Gesellschaft für Pastoralpsychologie (DGfP), Schwerpunkte seiner Arbeit: Auseinandersetzung mit der eigenen Biographie, Überwindung des pastoralen Grundschismas, Sorge für geeignete Seelsorger, seelsorgliche Begleitung älterer Menschen, Berufung als Mensch, von Gott ins Leben gerufen und zum Leben ermächtigt, Berufung als Christ (auch zur grundlegenden Teilhabe an der Hirtenaufgabe Christi gegenüber den Menschen), Berufung in eine individuelle besondere Form des Dienstes an den Menschen im Rahmen der Kirche.





Entnommen aus: Hermann Stenger, *Im Zeichen des Hirten und des Lammes. Mitgift und Gift biblischer Bilder* (Innsbruck: Tyrolia 2000), S. 15–16.

frischem Brot, mit würzigem Käse und saftigen Früchten. Sie stärkten sich gelassen und gründlich, bevor sie ihren Rückweg antraten. Für diesen brauchten sie länger als für den Hinweg, weil sie sich an das Gehen auf zwei Beinen und mit erhobenem Haupt erst gewöhnen mussten. Gegen Abend erkannten sie den Ort, an dem sich ihr Pferch befunden hatte. Dieser war jedoch in eine Stadt verwandelt worden, in der sie alle, Haus um Haus, ihren Platz erhielten. Sie nannten die Stadt ‚Neu-Bethlehem‘: zur Erinnerung an die Hirten, welche die Botschaft von der Ankunft des Kindes vernahmen, das selbst ein Hirte werden sollte, und als Bekundung des Willens, das neue Leben als ein Volk von Hirtinnen und Hirten zu führen.“



„Zunächst waren sie gegenüber der neuen Wirklichkeit misstrauisch“
Flüchtlinge lernen ihre neue Heimat kennen.

5. Leitung in der Kirche hat viele Gesichter

5.1 Leitung verändert sich ...

Von Richard Hartmann

„Leitung verändert sich“. Diese Aussage scheint banal, da sie von jedem und jeder sowohl in der verantwortlichen Rolle als „Letzt-Verantwortlicher“ als auch in der Rolle von hauptberuflich oder frei engagierter Mitarbeiterin erlebbar ist. Für etliche war noch im vergangenen Jahrhundert vorrangig die Vorstellung prägend, dass der Pfarrer, als „Chef“ der Pfarrei alles, theologisch, strukturell und organisatorisch, wissen muss und damit auch die Kompetenz hat, alles steuernd zu verändern. Parallel entwickelte sich dann die Idee, dass der Pfarrer als Priester doch eher der Spiritual der Pfarrei ist, der mehr Impulse setzt, aber keinen Anspruch damit verbindet, sich in allem „durchzusetzen“. Das entstehende Führungs-Vakuum wurde dann entweder durch synodale und demokratisch strukturierte Gremien gefüllt oder durch einzelne Personen oder Gruppen, die ganz praktisch Leitung übernahmen, nicht selten ohne formale Legitimation.

Diese Wirklichkeit soll hier nochmals genauer theologisch und organisatorisch beleuchtet werden:

Lex orandi – lex credendi – Impulse aus der Liturgie der Weihe

Die Gebete zur Liturgie der Diakonen-, Priester- und Bischofsweihe sind Zeugnisse eines theologisch-kirchlichen Leitungsbegriffs, der eindeutig die Zuordnung der Leitungsaufgabe zum Volk Gottes unterstreicht:

1. Die Weihe ist nichts Privates, schon gar nicht etwas, was nur aus der Frömmigkeit des zu Weihenden entspringt. Immer stehen am Anfang die Bitte der ganzen Kirche und die Befragung des Volkes nach der Würde des Kandidaten. Ausdrücklich wird hier allgemein vom „Volk“ nicht vom „Gottesvolk“ gesprochen. Die Weihe ist somit verantwortet vor dem Volk und aus der Bitte der Kirche. Diener der Kirche sollen sie sein und sie sind „gelehrt, sich nicht bedienen zu lassen, sondern zu dienen“ (Tagesgebet der Diakonenweihe) in einem Stil, „umsichtig im Handeln, freundlich im Umgang und beharrlich im Gebet“ (8 ebd.). Dieser bleibende Stil wird in der Diakonenweihe eingezeichnet. Der Dienst unterstützt den Bischof und Priester „zum Wohl des christlichen Volkes“ (Fragen zur Bereitschaft), um „Gott und den Menschen zu dienen“. Besonders der Dienst „für die Armen und Kranken“ wird erwähnt. Im Weihegebet wird betont, wie das Evangelium die Kandidaten durchdringe: „Selbstlose Liebe sei ihnen eigen, unermüdliche Sorge für die Kranken und die Armen. Mit Würde und Bescheidenheit sollen sie allen begegnen, lauter im Wesen und treu im geistlichen Dienste.“ Das Gabengebet erinnert an das Vorbild der Fußwaschung. Die Präfation betont nochmals den Dienstcharakter: „Ihr Leben sollen sie einsetzen für dich und das Heil der Menschen“. Der feierliche Schlusssegen wiederholt die Akzente.



Dr. Richard Hartmann, Professor für Pastoraltheologie und Homiletik an der Theologischen Fakultät Fulda, Vorsitzender der Konferenz der deutschsprachigen Pastoraltheologen und Pastoraltheologinnen e. V., engagiert im Pastoralverbund Florenberg/Zieher-Süd und im ND.



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/leitung/>

2. Die Priesterweihe setzt andere Akzente, betont im Dienst am Volk Gottes die Zusammenarbeit mit dem Bischof, fragt aber erneut nach der Bereitschaft „den Armen und Kranken beizustehen und den Heimatlosen und Notleidenden zu helfen“. Die immer engere Verbindung zu Christus ermöglicht, „zum Heil der Menschen für Gott zu leben“. Das Weihegebet betont den Dienst an den Sakramenten, durch den das Zusammenwachsen zum einigen Volk gestärkt werde. Der Dienst besteht darin, „für dein Volk Sorge zu tragen“. (Gabengebet der Diakonenweihe) „Deinem Volk sollen sie dienen in Werken der Liebe, es nähren durch das Wort Gottes und ihm Kraft geben durch die Sakramente. Ihr Leben sollen sie einsetzen für dich und das Heil der Menschen.“ (Präfation der Priesterweihe) Aspekte von Führung und Leitung sind in der Liturgie der Priesterweihe nicht zu finden.
3. Der residierende Bischof hat die Aufgabe, „seinen Dienst würdig und recht zu vollziehen und das ihm anvertraute Volk durch sein Wort und sein Beispiel zu leiten“. (Oration der Bischofsweihe) Er bekennt, am Aufbau der Kirche mit dem Kollegium und dem Papst mitzuwirken und darin die Einheit zu wahren. „Bist du bereit, zusammen mit deinen Mitarbeitern, den Presbytern und Diakonen, für das Volk Gottes wie ein guter Vater zu sorgen und es auf dem Weg des Heiles zu führen?“ Wiederum wird die Frage nach den Armen, Heimatlosen und Notleidenden gestellt und nach der Bereitschaft, „den Verirrten als guter Hirte nachzugehen und sie zur Herde Christi zurückzuführen“. Im Weihegebet wird ausdrücklich um den „Geist der Leitung“ gebeten, der Christus zukommt und der ihn den Aposteln verleiht. In den ausdeutenden Riten wird weiter die Sorge für das Volk, es vor jedem Schaden zu bewahren (Bischofsring) und die Kirche Gottes zu leiten (Bischofsstab) ausgedrückt. In der Präfation wird die Orientierung am Heil wiederholt. Der Neugeweihte nimmt diese Gedanken auf in seinem feierlichen Schlusssegen, indem er vor Gott bittet, „leite die Herzen des Volkes und seiner Vorsteher, damit der Hirt nicht ohne gehorsame Herde sei und die Hirten nicht ohne treu sorgende Hirten“.

All diese Texte verdeutlichen die unverbrüchliche Zusammengehörigkeit von den Geweihten zum Volke, mit dem sie „gemeinsam Kirche sind“.

Messdiener führen die
Prozession an



Theologische Akzente des Amtsverständnisses

Die Aufgaben des Aposteldienstes lassen sich an zwei wesentlichen Funktionen festmachen:

Das Amt hat die Aufgabe, die Treue zur Tradition der Kirche zu wahren. Es gewährleistet – sicher im Dialog mit dem Gottesvolk aber auch im Dialog mit dem Kollegium der Apostel – die Treue zur Offenbarung in Schrift und Tradition. Diese Aufgabe beinhaltet eine inhaltliche und eine institutionelle Funktion. Inhaltlich ist die Aufgabe zu lehren gebunden an die ständige Verpflichtung, sich der theologischen Diskussion zu stellen und sie zugleich meditativ zu erschließen. Institutionell ist durch das Zeichen der Handauflegung und die Gabe des Hl. Geistes dem Volk Gottes die Treue des sakramentalen Handelns, vorrangig in Eucharistie, Versöhnung und Firmung gewährleistet.

Die zweite Funktion ist die Verantwortung für die Einheit der Kirche nach innen, also in den konkreten Aufgabenbereich (Bistum, Seelsorgeraum, Pfarrei) wie nach außen, in die gesamte katholische Weltkirche. Nach innen kommt dem Leitenden, vielleicht vor allem inspirierend, motivierend und moderierend, die Verpflichtung zu, Menschen zusam-

menzuführen; nach „außen“ ist vielfältige Netzwerkarbeit wichtig, die jede Separationshaltung immer neu ökumenisch aufbricht.

Was bedeutet dies für die Leitung in größeren pastoralen Einheiten?

Management scheint eine unvermeidbare Aufgabe der differenzierten Kirchengemeinden und größeren Pastoralräume. Diese Aufgabe wird nach bisheriger Tradition in Letztverantwortung dem Pfarrer der Gemeinde zugeschrieben. Diese Aufgabe umfasst sämtliche Bereiche; dafür wurden in den letzten Jahren auch viele Laien qualifiziert. Es muss keineswegs immer ein Theologe oder geweihter Priester sein, der die Fäden zusammenführt und in der Hand hält.

Die Vielfalt der haupt- und nebenberuflich und der freiwillig engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter macht eine weitere Funktion nötig: die Moderation, die Koordinierung der vielen Dienste, Felder und Aufgaben und die Eröffnung einer kommunikativen Atmosphäre, in der jede und jeder sein Charisma einbringen kann. Auch diese Aufgabe wird vielerorts dem Pfarrer zugewiesen.

Inzwischen wird eine andere Erwartung verstärkt eingebracht: In Subsidiarität, also nicht als Leitende, sondern als An-Leitende, sind die Hauptberuflichen dazu da, die Christgläubigen zu befähigen, selber verantwortlich als Christ und in der Kirche zu wirken. Leitung wird nicht mehr als formelle Leitung definiert, sondern als Fähigkeit zur Formation, zu Ausbildung, Reflexion und Begleitung. Wieder werden andere Qualifikationen wichtig.

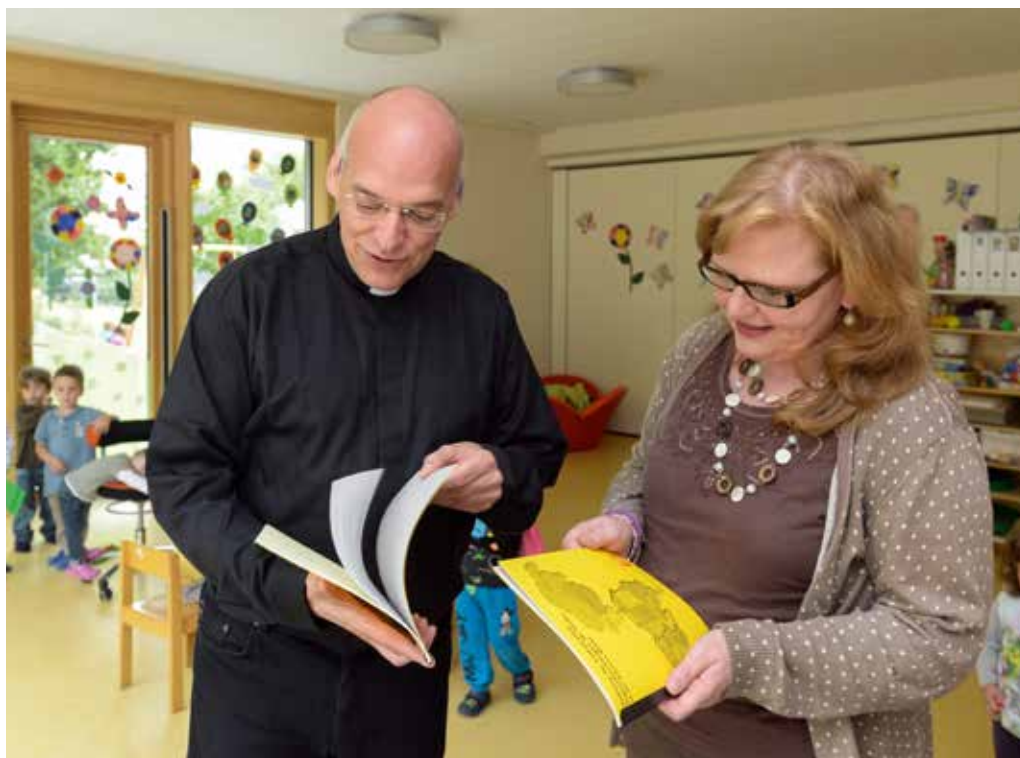
Allein diese verschiedenen Aufgabenfelder verdeutlichen, welche unterschiedliche Ausrichtung und Qualifikation von den Lotsen erwartet wird. Ob eine einzelne Person dieser Vielfalt gerecht werden kann oder in ihrer Berufsbiographie diesen Wandel gestalten kann, muss deutlich infrage gestellt werden.

Sich auf eine veränderte Form der Kirche einzulassen, fordert vor allem die beteiligten Personen heraus: die freiwillig Engagierten in den Gemeinden mit ihren Gruppen und Kreisen und den Gremien, in den Verbänden, aber auch die hauptberuflich Tätigen, sowohl Priester und Diakone als auch „Laien“, und zwar nicht nur in den Gemeinden, sondern



auch in den anderen kirchlichen Einrichtungen. Sie selber werden Feuer fangen, um andere zu Christus, dem Licht der Völker, hinzuführen. Zwei zentrale Herausforderungen sorgen sicher – in der Umstellungsphase – zu heftigen Verunsicherungen und darum auch für Widerstände:

Die klaren Zuständigkeiten und Abgrenzungen der Felder verwischen sich: Es gibt nicht mehr die Gemeindeferentin, die in einer Pfarrei die Erstkommunion „macht“, und den Pfarrer mit seiner Gemeinde; es gibt nicht mehr Gremien mit ihren eindeutigen Zuständigkeiten und Grenzziehungen. Die Kindertagesstätten und Sozialstationen, auch die Einrichtungen der Caritas, können sich nicht mehr auf die engen Grenzen ihrer Fachlichkeit zurückziehen. Allen wird klar, dass sie gemeinsam Verantwortung tragen für alle Menschen, die ihnen begegnen und die sie erreichen, dabei auch bisher geltende Grenzen überschreitend. Gemeinsam heißt dann schon, dass es immer wieder Klärungen darüber braucht, wer was macht; die Sorge um alle Menschen lässt klar erkennen, dass dies immer eine Überforderung ist, das heißt, dass wir mit unseren bescheidenen Kräften nie an ein Ende kommen und vieles auch der Gnade Gottes überlassen müssen.



Leitung in der Kirche heißt, die Brüder und Schwestern im Glauben zu stärken

Damit wird jedoch auch deutlich, und zwar vorrangig für die Hauptberuflichen im Pastoralen Dienst, dass die Beschreibung ihrer Arbeitsfelder nur zu geschätzten 20 Prozent von ihrer Weihe und ihrer Ausbildung bestimmt wird. Das wird viele überraschen und irritieren. Der größere Teil ihrer Tätigkeit wird bestimmt sein von der konkreten Agenda, von den Absprachen untereinander (mit den Nicht-Hauptberuflichen) und von ihren Charismen (Begabungen), Neigungen und Interessen. In neuer Spannung zueinander stehen also gemeinsame Vereinbarungen und eigene Fähigkeiten. Dabei gilt das Grundprinzip, dass in der Kirche der Einzelne mit seinem Tun immer Teil der Gemeinschaft (Communio) der Kirche ist, dass also die ausdrückliche Bindung an die orts- und weltkirchliche Katholizität zentral bleibt. Diese Gemeinschaftlichkeit verpflichtet zu Kommunikation, gegenseitiger Wahrnehmung und Achtung und Wertschätzung. Da dies unter Menschen niemals ohne Reibungsverluste gelingt, braucht es begleitend eine Kultur der Nachsicht und Vergebung.

Damit ist die Frage der Spiritualität und der Lebensführung angeführt. Jeder, der in der Kirche handelt, handelt in einer bestimmten Öffentlichkeit und er wird ob seiner Glaubwürdigkeit bemessen. Da wir nicht alle Heilige sind, wird auch diese Glaubwürdigkeit als Grundlage eine Haltung der Demut und Bescheidenheit brauchen. Gleich in welchem Dienst jemand steht, Überheblichkeit und Machtgebaren steht den Christen nicht an. Die biblischen Hinweise darauf sind eindeutig.



Rollentransformation unter gegensätzlichen Erwartungen – welcher Pfarrer ist stark genug, seine Rolle als Pfarrer im Sinne von „Gemeinsam Kirche sein“ neu zu gestalten, wenn von allen Seiten an ihm gezerrt wird. Welchem Pfarrer stärkt der Bischof den Rücken, der sich solchen Aufgabenzuschreibungen verweigert, die auch Laien erledigen können, und das ja oft auch viel besser.

Konkret heißt das, dass unterschiedliche Formen für die Leitung in den größeren Einheiten, seien es Pfarreienverbände oder Großpfarreien denkbar sind und praktiziert werden.

- Die einen sehen die Notwendigkeit, neuere Formen des Managements auf die Pfarrei zu übertragen ... Ich fürchte, dass sich damit die Kirche mehr und mehr als Dienstleister etabliert und die Mitwirkung aller zu klein geschrieben wird.
- Die anderen sehen in der Leitung vor allem Moderation und Unterstützung. Die pragmatischen Aufgaben der Institution, die „Macherqualitäten“ wie das Initiieren von Gruppen, die Gründung von Einrichtungen und die Beschaffung von Geldmitteln können und dürfen dann von anderen geleistet werden. Dazu braucht es weder Weihe noch bischöflichen Auftrag.
- Wieder andere sehen die Leitung am besten in einem Team gewährleistet, das immer neu nach Begabungen und Interessen Einzelnen die entsprechenden Zuständigkeiten und Kompetenzen zuschreibt.

Die Vielfalt von verschiedenen Modellen birgt große Entwicklungsmöglichkeiten.

Führungstheoretische Folgen

In diesem Sinn müssen die Rechtsordnungen überprüft werden. Die Aufgaben der Leitung können weniger rechtlich gesichert werden. Sie lassen nicht eine monopolistische All-Verantwortung zu. Sie sind vielmehr in einer Atmosphäre der gegenseitigen Wertschätzung und des Vertrauens zu entfalten. Sie sind – wie im Übrigen auch schon früher – stark durch die Ausstrahlung der Kooperierenden, ihren Stil und ihre Transparenz geprägt. Die Leitung ist dabei nicht einfach formal zu trennen: „Die einen machen die Inhalte – die anderen die Verwaltung“, denn auch inhaltliche Leitlinien brauchen verwaltungsmäßige Durchführung und verwaltungsmäßige Entscheidungen tragen inhaltliche Setzung in sich. Das Recht braucht neue Verfahrenswege, die auch führungstheoretisch unterschiedliche Modelle zulassen. Vor allem im Konfliktfall wäre dann zu sichern, dass notwendig strittige Entscheidungen getragen werden durch die Verantwortung im Zusammenklang mit den nächst größeren Einheiten. Nicht der Pfarrer vor Ort hätte dann das letzte Wort, sondern zum Beispiel die Dekanats- oder Diözesanebene mit ihren jeweiligen Kommunikationswegen. Hier kann in Rezeption der Organisationsforschung noch vieles neu entwickelt werden.



Weitere Informationen auf:
www.bistum-fulda.de/bistum_fulda/bistumfulda2030/.

5.2 Leitung hat viele Gesichter – nur welche braucht es?

Von Andreas Fritsch



Andreas Fritsch, *1966, Pastoralreferent und kirchlicher Organisationsberater, Leiter des Strategiebereichs Pastoralentwicklung im Bistum Münster.

Groß geworden in der kirchlichen Jugendarbeit bewegt ihn bis heute die Frage, wie Leben in Fülle für alle gelingen kann und wie Kirche ihrem Auftrag, zu einer kreativen Begegnung von Evangelium und Existenz beizutragen, gerecht werden kann. Er ist überzeugt: Die (erneuerte) Wahrnehmung, „Gemeinsam Kirche zu sein“, schärft den Blick für relevante Themen und Fragestellungen.

Weitere Informationen auf: www.bistum-muenster.de/pastoralentwicklung.

Die „Kirche hat Leitungsverständnisse der jeweiligen Zeit ausgewählt und aus dem Geist des Evangeliums und zur Erfüllung ihres Auftrags sich anverwandelt“ [Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): „Gemeinsam Kirche sein“. Wort der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral. Die deutschen Bischöfe Nr.100, Bonn 2015, 41 f.].

Die deutschen Bischöfe weisen zu Recht darauf hin, dass das Verständnis sakramentaler Leitung dann verblasst, wenn sich Kirche an einem rein säkularen Managementbegriff orientiert.

Gleichzeitig erinnern sie daran, dass „Leitung Fachlichkeit und Professionalität braucht“. (ebd., 48) (Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): „Gemeinsam Kirche sein“, S. 48).

Welche Leitungsfähigkeiten und -konzepte sind angesichts des dramatischen Transformationsprozesses innerhalb und außerhalb der Kirche in Deutschland geboten, wenn nicht sogar zwingend erforderlich?

Ich sehe eine dreifache Führungsqualifikation, die es heute braucht, damit Kirche ihrem Auftrag gemäß Menschen die Einladung Gottes von einem Leben in Fülle bezeugt und hierbei echtes Interesse am Leben des Einzelnen zeigt.

Führung, verstanden als durch Interaktion vermittelte Ausrichtung des Handelns von Individuen und Gruppen auf die Verwirklichung vorgegebener Ziele, setzt sich in Kirche aus den drei Polen Authentizität, Transformation und Irritation zusammen.



Eigenständige Initiativen von Laien stellen für die Hauptberuflichen immer die Gefahr dar, von oben für deren fehlende Eignung, für deren mangelhafte kirchliche „Stubenreinheit“ zur Rechenschaft gezogen zu werden. Also muss man die Pfarrei im Griff haben und alles, was in ihr geschieht kontrollieren Und was kann man am besten kontrollieren? Das, was man selbst initiiert und steuert. Also wird in den neuen großen Pfarreien nicht mehr passieren als in der kleinen Pfarrei passierte, nämlich genau das, was die Hauptberuflichen machen können.

Kirchliche Führung in heutiger Zeit lebt von authentischen, spirituellen Führungspersönlichkeiten, die die im Text der deutschen Bischöfe grundlegende Volk-Gottes-Theologie und die Berufung aller durch die Taufe glaubwürdig leben. Sie müssen in der Lage sein, in diesem Sinne das Leben zu deuten und ihrerseits durch das Leben ihre eigene Botschaft neu verstehen zu lernen. („Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“ – Bischof Klaus Hemmerle).

Kirchliche Führung in heutiger Zeit braucht Know-how in der Organisations- und Kirchenentwicklung. Es geht darum, wie wir vom Zustand einer vergehenden Pfarrgemeindeloge hin zu einer Kirchenlogik aus Taufe und Charisma gelangen. Hier geht es exemplarisch um die Frage, wie partizipationstauglich wir als Kirche vor Ort denn wirklich sind oder um die Frage, wie solch eine Kulturveränderung auch strukturell abgesichert werden kann. Partizipation bedeutet dann auch, die Leitung selbst partizipativ anzulegen und sie, wo immer dies möglich ist, zu teilen. Zur Leitungsaufgabe gehört es auch, Reflexionsprozesse zu „weiten“ und zu „vertiefen“.



Sich vom Pfarrer leiten zu lassen heißt nicht, sich von ihm abhängig zu machen oder sich auf ihn zu fixieren.

Kirchliche Führung in heutiger Zeit braucht die Fähigkeit zur Irritation. Irritationen eröffnen Organisationen die Möglichkeit zu lernen. Leitung stellt sich der Aufgabe, wohltuende Veränderungen bisheriger Routinen ebenso vorzunehmen wie radikale Brüche mit Traditionen und Selbstverständnissen, die die Sendung der Kirche verhindern, verdunkeln oder ad absurdum führen. Positive Irritation erfolgt auch durch eine alltagstaugliche Spiritualität und eine weltrelevante Verkündigung. Solche Musterunterbrechungen erfordern gleichermaßen Mut und Gottvertrauen.

Zu guter Letzt ist kirchliche Führung immer kontextuell zu verstehen: Dies bezieht sich sowohl auf den jeweiligen Ort wie auch auf die konkrete Zeit, in der sich bestimmte Gegebenheiten, Verhältnisse und Verhaltensweisen zeigen. In diesem Sinne wird Kirchenentwicklung in der Orientierung an der einen Sendung vielfältig; lokal eben. Dem muss auch Führung Rechnung tragen. So bleibt Kirche wirklich und wahrhaftig *Ecclesia semper reformanda!*



Beim „Halleluja“ wird gelächelt. Jugendchöre in ganz Deutschland singen das neue Gotteslob ein. Alle 14 Mädchen blicken konzentriert auf die Chorleiterin, die für die Kirchenmusik im Seelsorgebereich Breitscheid-Hösel-Lintorf verantwortlich ist.

PRAXISBERICHT

5.3 Führungskultur aus dem Mönchtum!? – Impuls aus der Benediktusregel

Von Benedikta Krantz

„Benedikt für Manager“ ist in den letzten Jahren ein beliebtes und nachgefragtes Thema für Referenten aus dem benediktinischen Raum geworden. Offensichtlich trauen heutige Führungskräfte einem Abt aus dem 6. Jahrhundert zu, ihnen Ratschläge und Einsichten für ein gutes Gelingen ihrer Leitungsaufgabe vermitteln zu können. Nicht zu Unrecht, wie ich glaube.



Stundengebet in Sankt Marien, Kirche der Benediktinerinnenabtei zur Heiligen Maria in Fulda



Schwester Benedikta Krantz OSB, *1953, Benediktinerin in der Abtei zur Hl. Maria in Fulda, Studium der Sozial- und Religionspädagogik, seit 1997 im Leitungsdienst, Äbtissin seit 2000. Weitere Informationen auf: www.benediktiner.de, www.de.wikipedia.org/wiki/Regula_Benedicti.

Interessant ist, dass die Vokabel „führen/Führung“, „leiten/Leitung“ (regere, ducere) in der Benediktusregel zwar durchaus vorkommt, aber doch kaum in der Bedeutung von Leiten und Führen eines Betriebes oder von Mitarbeitern, überhaupt von anderen Personen. Normalerweise geht es um den Blick auf die eigene Lebens-Führung, das Aus-Führen von Befehlen, und darum, sich leiten zu lassen. – Vielleicht haben wir hier schon eine erste wichtige Erkenntnis: Führen und Geführt-Werden gehören zusammen; wer führt, muss selbst geführt sein und sich führen lassen.

Christus, der Abt, und die geteilte Verantwortung

Nur in Bezug auf den Abt wird ausdrücklich davon gesprochen, dass er es auf sich nimmt, andere Menschen zu führen [Regula Benedicti (RB) 2,31.34.37]. Die Formulierung sagt viel: er nimmt es auf sich. Er bewirbt sich nicht für diese Aufgabe, sondern er wird von seinen Brüdern gewählt, sie wird ihm angetragen, vielleicht auch auferlegt. Gleichzeitig gilt auch für ihn: Er muss als allererster ein Geführter sein. Denn die eigentliche Führungsperson soll immer Christus bleiben. Das Evangelium gibt die Leitlinie vor; die Klosterregel hilft zur konkreten Umsetzung und Aktualisierung; der Abt hat ein waches Auge darauf, dass diese Impulse lebendig bleiben.

Abtstugenden sind Mönchstugenden

Es fällt auf, dass Benedikt mehr über die Person bzw. Persönlichkeit der Verantwortungsträger sagt als über Führungstechniken und Fachkenntnisse. (Nur vom Tischleser und den Vorsängern heißt es, dass sie etwas können müssen, da ihr Vortrag die Zuhörer erbauen soll.) Er schickt niemanden in einen Workshop für angehende Führungskräfte. Benedikt setzt auf die Schule des Lebens, in der sich schon zeigt, wie jemand mit anspruchsvollen oder belastenden Situationen klarkommt, wie er mit Menschen umgehen, sich selbst einbringen oder zurücknehmen kann, welche spirituellen Ressourcen ihn tragen oder ihm auch fehlen. Das alltägliche Leben zeigt, wen man mit Verantwortung und Leitungsdienst betrauen kann, nicht Zeugnisse und akademische Titel.

Grundsätzlich sind also alle aufgefordert, einen reifen, festen und gleichzeitig menschenfreundlichen Charakter zu entwickeln, der tragen und auch ertragen kann. Allerdings: Wer durch ein Amt hervorgehoben wird, hat Vorbildfunktion (vgl. *ebd.* 2,2) und muss wissen, dass sein Einfluss Gutes bewirken kann, aber auch mehr Möglichkeit bietet, Macht zu missbrauchen.

Wie die Führenden sein sollen

Was nennt Benedikt nun konkret als Auswahlkriterien für die Leitungsfiguren der Gemeinschaft?

1. Der Abt wird „Stellvertreter Christi“ (vgl. *ebd.* 2,2) genannt. Und es ist entscheidend, diese Bezeichnung richtig zu verstehen! Denn sie will ihm nicht Macht und Ehre verleihen, sondern ihn an seinen Auftrag erinnern: Christus nachzuahmen, indem er Frieden und Einheit stiftet und die Menschen zu Gott führt. Stellvertreter ist der Abt, weil er ein Stück weit für Christus einspringt – als Verwalter und Treuhänder. Dass damit nicht Regieren, nicht einmal Repräsentieren gemeint ist, sollte selbstverständlich sein. Vielmehr ist er damit – wie Christus – Hirte und Arzt (*ebd.* 2,7 f.; 27,1 f.8; 28,2).
2. Der Abt muss eine gute Unterscheidungsgabe haben und das rechte Maß finden: Weil er oft die Grundrichtung angeben und Entscheidungen sowohl für die Gesamtheit als auch über Einzelne treffen muss, hängt viel daran, dass der Abt im richtigen Maß fordert und Rücksicht nimmt, dass er den rechten Augenblick und das rechte Wort findet,

sich auf die Art, die Bildung, die Reife sehr verschiedener Menschen einstellt (*ebd.* 2,24 f.32) und doch alle beisammen hält.

3. Im Allgemeinen muss der Leitende den Geboten Gottes folgen, soll sich im Leben bewährt haben, vorbildliche Lebensführung vorweisen und von gutem Ruf sein – ein Mensch also, an dem sich die Gemeinschaft orientieren kann und der als eine solche Orientierungshilfe auch von der Gemeinschaft erkannt und anerkannt ist.
4. Der Leitende soll ein weiser Lehrer sein – ein Mensch also, der etwas von dem, was er erkannt hat, weitergeben kann. Von rednerischen Qualitäten ist nirgends die Rede; vielmehr gilt das gleiche wie für den Abt: er lehre mehr durch das eigene Vorleben als durch Worte (*ebd.* 2,12 f.). Und, wie im Kapitel über die Demut zitiert: Den Weisen erkennt man an den wenigen, aber passenden und klaren Worten (vgl. *Sir* 20,5–8; *RB* 7,60 f.).

Rang und Namen

Benedikt sagt ausdrücklich, dass Rang bei der Wahl für ein Amt keine Rolle spielen soll (*RB* 21,4; 64,2). Mit dem Klostereintritt werden sowohl das natürliche Alter wie auch die soziale Herkunft (als Freier, Freigelassener, Sklave) bedeutungslos. In der neuen Gemeinschaft bestimmt sich die Rangordnung nach dem Eintrittsalter. Aber selbst das soll für die Vergabe von Aufgaben und Verantwortung nicht maßgebend sein. Der Abt, der in aller Regel die Ämter selbst vergibt, soll frei sein, einen zu wählen, der wirklich geeignet und für die Gemeinschaft gut ist.

Der Weise sucht Rat

Der Weise hört auf Rat (vgl. *Spr* 12,15) – er sucht ihn und kann ihn annehmen. Auch das gehört zum Leiten. Benedikt weist den Abt an, bei allen wichtigen Fragen und Entscheidungen die gesamte Gemeinschaft zusammenzurufen, und bei den weniger wichtigen einen kleineren Kreis von Älteren. Diese „seniores“ kommen an verschiedenen Stellen der Regel vor: Es sind nicht unbedingt im natürlichen Alter Fortgeschrittene, sondern es sind die Menschen in der Gemeinschaft, die gezeigt haben, dass sie einen Teil der Verantwortung mittragen können. Es sind diejenigen, denen Vertrauen geschenkt wird, die als Ratgeber gesucht werden, die auch auf die schwierigeren Gemeindeglieder, die Exzentriker, die Störenfriede zugehen, die trösten und integrieren können, weil sie in jedem trotzdem den Menschen und das Gotteskind sehen können. Solche Persönlichkeiten, egal ob sie ein offizielles Amt tragen oder nicht, sind sehr wichtig für jede Gemeinschaft und man tut gut daran, sie miteinzubeziehen.

Die gesamte Gemeinschaft soll also an wichtigen Entscheidungsprozessen teilhaben – das bedeutet: Wirklich alle, auch die Jüngeren, die Ungebildeten, die nicht so Wortgewandten, die, die immer etwas dagegen haben; sie alle sollen gehört und ernst genommen werden – weil „der Herr oft einem Jüngeren offenbart, was das bessere ist“ (*RB* 3,3) und weil er mitunter auch durch einen störrischen Esel spricht (vgl. *Bileams Esel: Num* 22,21–30).

Benedikt sagt allerdings nichts von einer Diskussion bis zur Einmütigkeit. Vielmehr soll der Abt gut hinhören, dann abwägen und dann entscheiden. (*RB* 3,2–5–6)

Wichtig für die Atmosphäre, in der solche Gespräche stattfinden sollen, ist eine gute Kultur, wie die eigene Meinung vorgetragen wird: Wer sich äußert, soll es in dem Wissen tun, dass er auch nur einen begrenzten Blickwinkel hat, also nicht anmaßend, besserwisserisch, wichtigtuerisch auftreten, sondern schlicht seinen Teil zum Puzzle des Gesamtbildes hinzufügen (vgl. *ebd.* 3,4.9).



Schlussgedanken

Bleibt die Frage, ob eine Mönchsgemeinschaft vergleichbar ist mit anderen kirchlichen Strukturen: mit Gemeinden, sozialen oder Bildungs-Einrichtungen, Gremien, Vereinen, einer Diözese oder gar der Gesamtkirche – denn Klosterleben beinhaltet ein asketisches Element der Unterordnung, das sich nicht auf andere Kirchenstrukturen übertragen lässt, vielleicht auch nicht übertragen werden sollte. (Vielleicht ist eher ein Vergleich mit der freiwillig gewählten Hingabe an den Ehepartner möglich.)

Dennoch gibt es Vergleichspunkte; Benediktinerklöster werden manchmal als eine Kirche im Kleinen bezeichnet und als Gemeinschaften mit Modellcharakter gesehen. Denn hier wird christliches Zusammenleben eingeübt, und zwar rund um die Uhr, wie in einer Familie und gleichzeitig unter Menschen, die charakterlich und von ihrer Herkunft her so bunt gemischt sind wie in jeder Pfarrgemeinde.

Katholische Verbände wählen ihre Leitungen und entscheiden über die Ziele ihrer Arbeit mit demokratischen Verfahren

5.4 Der pastorale Dienst in den Kolpingfamilien

Das Kolpingwerk versteht sich als „ein Verband von engagierten Christen“ (Leitbild 9) und als „Teil der katholischen Kirche“ (Leitbild 64). Es sieht sich in der Pflicht, seine Mitglieder zu befähigen, sich als Christen in der Welt und damit in Ehe, Familie, Arbeitswelt, Freizeit, Kirche, Gesellschaft und Staat zu bewähren.

Diese Befähigung und Begleitung der Mitglieder und Verantwortlichen ist ein Kernstück des pastoralen Dienstes. Nicht von ungefähr hat dieser Dienst eine zentrale und unverzichtbare Bedeutung für das Kolpingwerk und die einzelne Kolpingfamilie. Adolph Kolping selbst hat durch seine Tätigkeit als Priester im Katholischen Gesellenverein in Elberfeld I Wuppertal (1847) und in Köln (seit 1849) dem pastoralen Dienst die unverwechselbaren Konturen gegeben. Seiner Spiritualität, seinem Glaubensbeispiel und sozialpolitischen Engagement sind auch heute alle verpflichtet, die für den pastoralen Dienst im Kolpingwerk und in der Kolpingfamilie Verantwortung tragen.

War der Katholische Gesellenverein zwar von „bürgerlicher Art“, so sollte nach der Weisung Adolph Kolpings doch „Religion drin wohnen“. Deshalb drängte er auf die Mitarbeit von Priestern in der Leitung des Gesellenvereins. Dadurch war auch die Nähe zur katholischen Kirche gewährleistet. Adolph Kolping hat aus dem ganzheitlichen Verständnis seiner Präsestätigkeit (Priester, Seelsorger, Pädagoge, Sozialreformer, Publizist) dem pastoralen Dienst eine zutiefst integrierende Funktion zugewiesen. Er ist nicht ein Bereich neben anderen Bereichen des verbandlichen Lebens, sondern ihm obliegt die Sorge um deren spirituelle und kirchliche Verwurzelung und Vernetzung.

Verantwortung für den pastoralen Dienst

Auf allen Ebenen im Kolpingwerk (Kolpingfamilie, Bezirksverband, Diözesanverband, Bundesverband u. a.) stehen die Vorstände in einer Gesamtverantwortung für die Pastoral. Der jeweilige Präses und/oder die Geistliche Leiterin/der Geistliche Leiter haben dabei die Federführung. Jedoch kann sich der Vorstand dadurch nicht von dieser wichtigen Verantwortung befreien.



Das Amt des Präses gehört seit Adolph Kolping zur Struktur des Kolpingwerkes. Es ist grundsätzlich an das Weiheamt (Priester, Diakon) gebunden.

Eine erfreuliche Entwicklung nimmt die Übernahme der Verantwortung für den pastoralen Dienst durch Laien, Frauen wie Männer. Die Bundesversammlung hat im Jahr 2012 beschlossen, die Laien im pastoralen Dienst auf allen verbandlichen Ebenen als geistliche Verbandsleiterin/geistlicher Verbandsleiter zu bezeichnen, um der Bedeutung dieser Aufgabe Gewicht zu verleihen. Sie nehmen damit die Berufung aller Getauften und Gefirmten zur Mitverantwortung in der Kirche wahr.

„Wenn auch einige nach Gottes Willen als Lehrer, Ausspender der Geheimnisse und Hirten für die anderen bestellt sind, so waltet doch unter allen eine wahre Gleichheit in der allen Gläubigen gemeinsamen Würde und Tätigkeit zum Aufbau des Leibes Christi ...“

Anstelle oder in Abstimmung mit dem Präses übernehmen sie pastorale Aufgaben. Sie sind geeignete Mitglieder des Kolpingwerkes, die eine Aus- und Weiterbildung durch die Kolping-Diözesanverbände o. ä. erfahren haben, oder Hauptberufliche im Dienst der Verkündigung der Kirche, wie Ordensleute, Pastoralreferentinnen und -referenten, Gemeindeferentinnen und -referenten, Religionslehrerinnen und -lehrer u. ä.

Die Geistliche Leiterin/der Geistliche Leiter ist Mitglied des Vorstands. Damit trägt sie/er Mitverantwortung für alle Fragen, die die Arbeit des Vorstandes betreffen.

Aufgaben des pastoralen Dienstes

1. Lebens- und Wegbegleitung
2. Begleitung im Glauben
3. Kirchlichkeit und Gemeindebezug
4. Einheit in der Vielfalt

„Wer Menschen gewinnen will, muss das Herz zum Pfand einsetzen.“ (Adolph Kolping)



Auszug aus der Broschüre des Kolpingwerkes Deutschland „Der Pastorale Dienst“. Die Broschüre mit dem vollständigen Text kann bestellt werden unter www.kolping.de.



Gläubige aus Fuldaer Gemeinden ziehen mit Fahnen anlässlich des Bonifatiusfestes am 7. Juni 2015 in einer Sternwallfahrt zum Dom in Fulda

6. Die Pastoral der Kirche erneuert sich

6.1 Die „plastische“ Pfarrei und die aktuellen Veränderungen in der Pastoral

Von Hubertus Schönemann

Fünfzig Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil rückt das Volk Gottes in seinen Diensten und Ämtern als Subjekt des pastoralen Tuns der Kirche deutlicher als bisher in den Blick der (pastoral-)theologischen Reflexion. Gleichzeitig wird dieses Tun sendungsorientiert als Berufung zur Heiligkeit akzentuiert. Die Grundlage ist die Sendung der Kirche, ihre missionarische Dimension als universales Heilssakrament (vgl. *Lumen gentium* 48), das die Botschaft des Evangeliums von der Gemeinschaft mit Gott in Jesus Christus und der damit verbundenen eschatologischen Erneuerung von Welt und Menschheit, allen Menschen anbietet und zu realisieren sucht. Die Würde und Sendung, die in Taufe und Firmung durch den Geist Gottes in den Gläubigen gewirkt wird, ist die Basis, auf der sich das Leben der Kirche und ihre Pastoral entfalten (sollen).

Die Sendung der Kirche beinhaltet ein glaubwürdiges Gotteszeugnis im Sinne einer einladenden Verkündigung als Beitrag, der das Heilshandeln Gottes (*Missio Dei*) erschließt. Sie zielt auf die Zustimmung der Menschen zu einem Leben in der Nachfolge Christi und zur Teilnahme an Formen von Gemeinschaft, die dieser Verbindung vielgestaltigen Ausdruck geben. Eine so verstandene missionarische Dimension kann nicht allein inhaltlich-kerygmatisch eingeführt werden, sondern gibt ort- und prozesshaft in Raum und Zeit Antwortversuche auf die Frage, wer Kirche ist und wozu sie „dient“. So ist denn auch als Zusammenfassung der bisherigen Prozesse der Neuorientierung der Pastoral in der einschlägigen Arbeitshilfe der Deutschen Bischofskonferenz zu lesen: „Als vorrangiges Ziel der pastoralen Neuordnungen geben die (Erz-)Diözesen die Erneuerung der missionarischen Dimension der Kirche an.“

Strukturveränderung oder Erneuerung?

Auf der Folie der theologischen Akzentuierungen von *Lumen gentium* können die aktuellen Veränderungsprozesse in der Pastoral im Dienst dieses missionarisch gegründeten Erneuerungsprozesses gelesen und gestaltet werden. Die Debatten um die Gestalt von „Pfarrei“ und „Gemeinde“ müssen also hineinführen in die Frage, welche Sendung die Kirche in einem spezifischen Raum dieser Welt hat und wie sie sie am authentischsten verwirklichen kann.

Oft tun sich auch die Träger von Ämtern und Diensten selbst schwer, in einem erneuerten Verständnis von Kirche Vertrauen zu wagen und die Verantwortung der Getauften wahrzunehmen, zu begleiten und zu fördern. In einer solchen Sichtweise ist die Kirche „weg aus dem Dorf“, wenn der Pfarrer aus dem Pfarrhaus auszieht. In einer solchen Kirchensicht kann die Pastoral in vergrößerten pastoralen Räumen, wenn sie im Sinne eines „Weiterma-



Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): „*Mehr als Strukturen ...*“ *Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick. Arbeitshilfen Nr. 216 (Bonn 2007), S. 132 oder auch link.*

chen wie bisher“ betrieben wird, auf größerem Territorium nur defizitär verstanden werden. Sie steht in der Gefahr, angesichts der jetzt und zukünftig zur Verfügung stehenden Ressourcen an hauptberuflichem Personal und Finanzen zu scheitern. Der größere pastorale Raum wird als Abbruch des Gewohnten, als ein „Weniger“ erfahren. Demgegenüber geht es in den und mit den großen pastoralen Räumen darum, angesichts veränderter sozio-kulturellen Bedingungen eine „neue Pastoral“ und neue Sozialgestalten von Kirche zu entwickeln und einzuüben, die einerseits Synergieeffekte nutzen, indem sie Kräfte bündeln und Arbeitsteilung ermöglichen, und andererseits einen größeren Horizont und neue (kulturelle) Möglichkeiten für die Bezeugung und Entdeckung des Evangeliums bieten.

Die hier vertretene These lautet, dass mit einem an *Lumen gentium* orientierten erneuerten Kirchenbild auch die pastoralen Strukturveränderungen in ihrer theologischen und ekklesiologischen Bedeutung erkannt und gestaltet werden können. Ein Interviewpartner erkennt in der Situation der Großpfarrei die „missionarische Grundsituation von Kirche insgesamt“. Eine glaubwürdig missionarische Begründungsstruktur kann nach der Phase der „Strukturfixierung“ zu neuen Versuchen führen, der evangelisierenden Sendung der Kirche im größeren Raum adäquate Gestalt zu geben.

Das territoriale Verständnis der Pfarrei hat theologische Bedeutung. Ein fest umrissenes Gebiet einer Pfarrei oder Pfarreiengemeinschaft zeigt den geografischen Raum an, in dem sich die Sendung der Kirche vor Ort lebhaft manifestieren soll, einen spezifischen Bereich des Erdballs, für den Gott die Christen berufen hat, Kirche (Zeichen und Werkzeug der Gemeinschaft mit Gott und der Menschheitsfamilie untereinander, vgl. *Lumen gentium* 1) zu sein. Das deutsche Wort Pfarrei leitet sich vom griechischen Par-Oikia her, das man sinngemäß mit „Wohnen in der Nachbarschaft“ oder „Leben in der Fremde“ übertragen kann. So verstanden verweist die Sendung der Kirche, dem Evangelium in einem geografischen Bereich Raum und Gestalt zu geben, wie von selbst auf den Sozialraum, in dem die Kirche ihre Sendung realisieren soll. In der Vergangenheit hat es bereits zahlreiche Reflexionen und Versuche mit sozialraumbezogener oder lebensraumorientierter Pastoral gegeben, sie gewinnen im Kontext der großen pastoralen Räume besondere Bedeutung.

„Pfarrei“ und „Gemeinde“

Die begriffliche Verwendung von „Pfarrei“ und „Gemeinde“ ist oft recht durcheinander und uneindeutig. Wo sie in ihrer Unterschiedlichkeit reflektiert werden, zeigt sich, dass sie oft synonym gedacht werden: „Wir haben gelernt im Studium: Pfarrei und Gemeinde ist auf alle Fälle eins“. Im Hintergrund steht offenbar immer noch die Gemeindeftheologie, die postulierte: „Unsere Pfarreien müssen zu Gemeinden werden“ (Klostermann 1979). Darin zeigt sich oft der Wunsch, die große Pfarrei möge analog zu der kleinen eine große Gemeinde werden. Es scheint dringend geboten, die ehemals selbstständigen Pfarreien konsequent als „Gemeinden“ oder „Kirchorte“ zu titulieren und den Pfarreibegriff auf die große Einheit zu beziehen, die ihrerseits nicht gemeindeftheologisch aufgeladen werden darf.

Damit ist die Frage verbunden, was denn eigentlich unter „Gemeinde“ zu verstehen sei. Gemeinde wird meist für die „Kirchorte“, also die ehemals selbstständigen Pfarreien reserviert. Eine so verstandene „Gemeinde“ tritt dann sprachlich und inhaltlich in spannungsreiche Beziehung zu „neuen Orten“ und „Biotopen des Glaubens“ wie Einrichtungen, Gemeinschaften, Prozessen etc. Andere verwenden den Gemeindefbegriff integral für alle kommunialen Formen kirchlicher Gemeinschaft vor Ort. „Gemeinden“ in einem weiten Sinne sind dann zusammen mit den Kirchorten auch alle anderen pastoralen Orte auf dem Territorium einer Pfarrei („Gemeinde“ als Gemein-



Ebertz, Michael/Fuchs, Ottmar/Sattler, Dorothea (Hg.): *Lernen, wo die Menschen sind. Wege lebensraumorientierter Seelsorge* (Mainz 2005).

Zuerst ging der Bürgermeister, dann der Edeka und die Post und nun, wo wir keinen Pfarrer mehr bekommen, geht auch noch die Kirche.

schaft, als Prozess und als Hot Spot). Wenn man den Gemeindebegriff relativ weit fasst, um verschiedene Gemeinschaftsformen darin aufzunehmen, muss man sich wohl zukünftig Kriterien überlegen, mit denen „Gemeinde“ beschrieben werden kann. In keinem Fall kann eine bestimmte Sozialform das Kriterium von Pastoral sein. Kriterium ist vielmehr die Erfüllung des kirchlichen Sendungsauftrages. Die Ausrichtung auf den sozialen Raum und die Frage, wo die Menschen sind und was sie bewegt, wird hoch eingeschätzt für zukünftige pastorale Angebote. „Man muss vor Ort sein, dann haben wir eine große Zukunft“.

Nähe zu den Menschen durch Netzwerkstruktur

Immer wieder werden Fusion und Zentralisierung der Pastoral vermischt. Die berechtigte Angst vor Zentralisierung wird dann auf die Zusammenfassung von selbstständigen Gemeinden und Gemeinschaften unter dem Dach einer Pfarrei projiziert. Gerade die Akzente von Papst Franziskus, der sich als „Papst aus einem fernen Land“ bezeichnet und eine Stärkung der dezentralen „Funktionen“ von Kirche auf verschiedenen Ebenen vertritt, lassen über den Wert dezentraler Orte und Gemeinschaften des Glaubens neu nachdenken, in denen „Nähe“ Gestalt gewinnt und erlebt werden kann. Was es tatsächlich bedeutet, dass sich Evangelisierung „von den Rändern“, also von der Peripherie her, ereignet und qualifiziert, welche „Mitte“ virtuell oder sichtbar postuliert wird und welche Bedeutung sie für eine evangelisierende Kirche hat, darüber muss in (Pastoral-)Theologie und pastoraler Praxis noch weiter reflektiert und experimentiert werden. Wenn tatsächlich das Netzwerk mit der Verbindung seiner Knotenpunkte untereinander ein Paradigma der zukünftigen Struktur von Kirche ist, dann erhebt sich die Frage, ob und wenn ja, wo und wie Zentralität dargestellt und „inszeniert“ werden kann. Es entstehen beispielsweise Probleme bei der Gleichsetzung von Pfarrkirche und „Zentralgemeinde“, was die Frage nach dem zu wählenden Patrozinium aufwirft. Es ist weiterhin gut abzuwägen, an welchen Orten man welche Veranstaltungen organisiert, um der Zentralisierung nicht Vorschub zu leisten. Ein dezentra-

Jugendliche tragen das Kreuz durch die Straßen von Berlin durch die Straßen von Berlin beim ökumenischen Jugendkreuzweg in Berlin-Mariendorf an Karfreitag, 3. April 2015. Zahlreiche Gläubige nahmen an dem Kreuzweg von der alten Dorfkirche zur Wallfahrtskirche Maria Frieden in Berlin teil.



ler Ansatz bedeutet, dass die Strukturen vor Ort gestärkt werden. Aus den Erfahrungen des Bistums Poitiers, in dem die Nähe (proximité) eine bedeutsame theologische Reflexion angestoßen hat, ergibt sich die Herausforderung, dass Kirche ihre Sendung nur durch die Nähe der Christen zueinander und durch die Nähe der Christen zu den Menschen, mit denen sie im näheren sozialen Umfeld (Familie, Nachbarschaft, Straßenzug, Dorfgemeinschaft, Stadtteil) zusammenleben, erfüllen kann. Inwieweit die geografische Nähe gelegentlich durch personale Nähe zu bestimmten Zeiten oder durch medial vermittelte Nähe (Kommunikationsmittel) gestaltet werden kann, gilt es auszuprobieren. Das erfordert ein radikales Umdenken.

Eine große Pfarrei kann keine aufgeblasene kleine sein

Nähe und Weite statt Enge und Ferne

Das Ende einer bestimmten Struktur bedeutet jedoch nicht den Tod der Kirche. Es geht in den großen pastoralen Räumen also um eine Bewahrung und neue Erschließung von kirchlichen Orten der Nähe (statt einer im Sinne von Milieuerengung verstandenen Enge) in einem Raum der Weite (statt Ferne: Kirchenverdunstung).

Auf dem Gebiet der Pfarrei leben und arbeiten neben den Katholiken noch viele Menschen zusammen. Werden sie als Teil des kirchlichen und pastoralen Verständnisses in den Blick genommen, so ergeben sich die Aspekte der Ökumene (mit anderen Christen), des Interreligiösen Dialogs (mit Menschen anderer Religionen, im Falle Deutschlands insbesondere des Islam), aber auch zunehmend Fragen der Zusammenarbeit mit Menschen, die weder ein religiöses Bekenntnis haben noch einer Glaubensgemeinschaft angehören. Es können Menschen sein, die als „religiös indifferent“ wahrgenommen werden, zugleich aber Menschen guten Willens sind, die aus einer humanistischen Motivation heraus handeln. Eine zukunfts- und sendungsorientierte Pastoral wird diese Menschen nicht als „hoffungslose Fälle“ ignorieren oder sie lediglich als (Missionierungs-)Objekte, sondern als Partner eines Dialogs und des gemeinsamen Handelns zum Wohl der Menschen im gemeinsamen Lebensraum in den Blick nehmen. Die großen pastoralen Räume oder Pfarreien neuen Typs fordern also dazu heraus, bieten aber auch die Chancen, mit Menschen unterschiedlicher Herkunft und Zugehörigkeit neue, in gewissem Sinne „kirchliche“ Gemeinschaften neu zu bilden. Solche „Gemeindegründungen“ gelingen nur, wenn man entweder Strukturen als „hardware“ betrachtet, die sich lediglich so verstehen, dass sie eine „software“ ermöglichen, oder wenn eine neue Praxis oder ein gemeinsames Projekt ihrerseits zu einer neuen Struktur führen.

Der pastorale Wandel kann als Erneuerung gestaltet werden, wenn die Pfarrei in ihrer Wandelbarkeit erkannt und gestaltet wird. In seinem Apostolischen Schreiben greift Papst Franziskus diesen Aspekt auf: „Die Pfarrei ist keine hinfällige Struktur; gerade weil sie eine große Formbarkeit besitzt, kann sie ganz verschiedene Formen annehmen, die die innere Beweglichkeit und die missionarische Kreativität des Pfarrers und der Gemeinde erfordern.“ So „wird sie, wenn sie fähig ist, sich ständig zu erneuern und anzupassen, weiterhin ‚die Kirche [sein], die inmitten der Häuser ihrer Söhne und Töchter lebt‘. Das setzt voraus, dass sie wirklich in Kontakt mit den Familien und dem Leben des Volkes steht und nicht eine weitschweifige, von den Leuten getrennte Struktur oder eine Gruppe von Auserwählten wird, die sich selbst betrachten“. Die Pfarrei ist eine kirchliche Präsenz im Territorium, ein Bereich des Hörens des Wortes Gottes, des Wachstums des christlichen Lebens, des Dialogs, der Verkündigung, der großherzigen Nächstenliebe, der Anbetung und der liturgischen Feier. Durch all ihre Aktivitäten ermutigt und formt die Pfarrei ihre Mitglieder, damit sie aktiv Handelnde in der Evangelisierung sind. Sie ist eine Gemeinde der Gemeinschaft, ein Heiligtum, wo die Dürstenden zum Trinken kommen, um ihren Weg fortzusetzen, und ein Zentrum ständiger missionarischer Aussendung“ (*Evangelii gaudium* 28).



Hobelsberger, Hans: *Stadtmission – praktisch-theologische Überlegungen*, in: Hermann, Markus-Liborius/Schönemann, Hubertus (Hg.): *Evangelium. Stadt. Kirche. Stadt- und Gemeindemission im säkularen Umfeld* (Regensburg 2014), S. 133–151.



Katholische Arbeitsstelle für missionarische Pastoral (Hg.): *Nähe und Weite statt Enge und Ferne. Zu den Chancen großer pastoraler Räume für eine missionarische Pastoral*. KAMP kompakt 3 (Erfurt 2015) (www.kamp-erfurt.de).



<http://gemeinsam-kirche-sein.de/erneuerung/>

6.2 Land stärken – Leben fördern – Glauben säen

10 Leitsätze zur Landpastoral der Katholischen Landvolkbewegung

Stärken des ländlichen Raumes

Die Kirche vor Ort hat im Dorf Gewicht und genießt Ansehen, selbst wenn die Bindungskraft schwindet. Im ländlichen Raum ist der durch das Kirchenjahr ritualisierte Jahreslauf von größerer Bedeutung als in den Ballungszentren. Die Identifikation der Bewohner mit ihrem unmittelbaren Lebensumfeld ist auf dem Land tendenziell stärker ausgeprägt als in der Stadt. Dies wiederum führt dazu, dass die soziale Kompetenz sowie die Bereitschaft zum Engagement auf dem Land immer noch hoch sind, auch in der Kirche vor Ort.

Veränderungen auf dem Land

Der ländliche Raum ist gekennzeichnet und geprägt von Vielfalt und verschiedenen Strukturmerkmalen. Typisch für den ländlichen Raum ist vielerorts der Verlust an Infrastruktur. Dieser Verlust, der einher geht mit einer zunehmenden Zentralisierung, vollzieht sich auch in der Pastoral. Zwar sind auch in den Städten immer größer werdende Einheiten zu finden, die Auswirkungen dieser Situation sind auf dem Land jedoch gravierender. Die Wege sind weiter und die Möglichkeiten, diese Wege zurückzulegen, eingeschränkter. Lebensräume im städtischen Kontext sind eng miteinander verflochten. Im ländlichen Raum ist durch die räumliche Trennung der dörflichen Wohnbereiche auch eine Trennung der Lebensräume wahrnehmbar.

Katholische Landvolkbewegung

Die Katholische Landvolkbewegung (KLB) engagiert sich aus ihrer christlichen Verantwortung für die Menschen im ländlichen Raum. Sie will die Stärken aufgreifen und die Herausforderungen angehen. Dabei steht die gemeinsame Suche nach Wegen für ein zeitgemäßes und lebendiges Christentum in den Dörfern im Zentrum ihrer Arbeit.

Sie ist eine Bildungs- und Aktionsgemeinschaft für landpastorale Anliegen und die Weiterentwicklung der Landpastoral in Deutschland. Die KLB bemüht sich um eine gute Information und Motivation ihrer Mitglieder und ermutigt alle, sich vor Ort als Gruppe oder Einzelne für ein Klima der Menschenfreundlichkeit und Hilfsbereitschaft einzusetzen.

Aus ihrer Arbeit und in ihrer Sorge um eine zukunftsweisende Landpastoral hat die KLB folgende Leitsätze entwickelt:

1. Das Potenzial der Menschen auf dem Land sehen und wertschätzen

Die hohe Bereitschaft der Christen auf dem Land sich ehrenamtlich zu engagieren ist ein wertvolles, aber auch zerbrechliches Gut.

Wer dieses Potenzial nutzen will, muss einen Rahmen anbieten, in dem die Mitwirkenden sich menschlich bereichert fühlen, ernst genommen werden und inhaltlich mitgestalten können.

Auf viele Herausforderungen der Pastoral kann die Lösung nicht von oben her und für alle gleich gefunden werden. Es braucht das Vertrauen, dass die Menschen vor Ort Lösungen finden, gemäß dem Subsidiaritätsprinzip der katholischen Soziallehre.

2. Vom Geschenk vielfältiger Charismen ausgehen

Die ehrenamtlich Engagierten sind oft mit dem traditionellen Programm voll ausgelastet und es gibt wenige Freiräume für kreative Antworten auf neue Herausforderungen. Ausgangspunkt für ihr Engagement soll die Gabe des Geistes sein, die einem jeden geschenkt wird, damit sie anderen nutzt (1 Kor 12,7). Die Kernfrage muss also lauten: „Welche Menschen mit welchen Fähigkeiten, Stärken und Interessen gibt es, um Kirche vor Ort mitzugestalten und mit Leben zu füllen?“



3. Die Leitungsaufgaben neu beschreiben

Angesichts größer werdender Seelsorgeeinheiten müssen pastorale und organisatorische Aufgaben und Zuständigkeiten, die sinnvoll nur vor Ort geschehen können, klar beschrieben werden. Es braucht in jedem Dorf verbindliche Ansprechpartner, denen Aufgaben verantwortlich übertragen werden. Dies muss den Menschen im Dorf transparent kommuniziert werden. Dazu zählen wir auch Leitungsaufgaben.

Das Verhältnis von Hauptamt und Ehrenamt muss dabei jeweils gut geklärt werden. Priester, Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferenten sollten ihre Aufgabe immer stärker im Qualifizieren, Begleiten und in der Förderung von Vielfalt und eigenständigem Handeln vor Ort sehen.

4. Sich auf vielfältige Formen der Glaubenserfahrung einlassen

Im Bereich von Liturgie und Spiritualität müssen Laien und Priester lernen und dazu ermutigt werden, sich neben der Eucharistie und den klassisch noch praktizierten Andachtsformen, sich auch auf andere – von Laien getragene – Ausdrucks- und Feierformen einzulassen.

Menschen von heute haben oft einen sehr unterschiedlichen Zugang zum christlichen Glauben. Manche suchen noch danach. Deshalb stellen vielfältige Ausdrucksformen des Glaubens einen großen Reichtum dar. Dazu zählen: Wortgottesfeiern, Kinder- und Jugendliturgien, Tagzeitenliturgie, Taizégebet, Weltgebetstag, aber auch Bibelteilen, Exerzitien im Alltag, Agapefeiern und viele Formen des im Glauben unterwegs sein.

5. Ökumenisches Bewusstsein stärken

Die KLB bemüht sich im Vertrauen auf Gottes Geist um eine lebendige ökumenische Gemeinschaft. Sie zeigt Interesse und Offenheit für Anliegen, Begegnungen und Veranstaltungen der Ökumene und geht mit Mut und Zuversicht den Weg zur Einheit der Christen. Die gegenseitige Ergänzung, Entlastung und Bereicherung durch die allen Getauften geschenkten Gaben des Hl. Geistes sind unverzichtbar. Wir wünschen uns dafür mehr Mut, sowohl von den Christen vor Ort als auch von allen kirchlichen Entscheidungsträgern.

6. Das Wohl des ganzen Dorfes im Blick haben

Wir erwarten von den in der Pastoral Verantwortlichen die Bereitschaft, die heutige Lebenswirklichkeit des ganzen Dorfes wahrzunehmen. Dies ist der Boden, auf dem das Evangelium Früchte hervorbringt und in die ländliche Kultur eingeht. Die in der Kirche Engagierten lernen so über den Kirchturm hinaus zu denken und neben der „Bestellung des Pfarrgartens“ den Blick in Richtung Dorfgemeinschaft zu weiten.

7. Das Zusammenwirken von Kirche und Kommune stärken

Die kirchlich Engagierten – vor allem in den Gremien – sollen die Kommune als Partnerin aktiv suchen und mit ihr zusammenarbeiten. Kirche und Kommune tragen eine gemeinsame Verantwortung für den ländlichen Raum. Vieles, was für ein gutes Leben auf dem Land in Zukunft wichtig ist, lässt sich nur gemeinsam angehen. Dabei muss darauf geachtet werden, dass wirklich alle Gruppierungen – auch alle kirchlichen – zusammenarbeiten.

Wenn Vernetzung gelingen soll, braucht sie Verantwortliche, die mit dem nötigen Zeit- und Finanzbudget ausgestattet, Vernetzung in Gang bringen und sie auch längerfristig lebendig halten.

8. Sensibel werden für den diakonischen Auftrag

Auch in den Dörfern gibt es vielerlei soziale Probleme. Beispielhaft seien hier genannt: versteckte Armut, Vereinsamung, innerfamiliäre Konflikte, unzureichende Integration von Asylbewerbern und Flüchtlingen. Es braucht der örtlichen Situation angepasste Wege, um diese Menschen wahrzunehmen und diskrete und effektive Unterstützung anzubieten. Das ist Auftrag derer, die in der Kirche vor Ort Verantwortung tragen oder sich dort engagieren. Wir sehen darin auch Chancen, Menschen zum Engagement zu bewegen, die bisher kirchlich nicht aktiv sind.

9. Die Schöpfungsverantwortung leben und fördern

Bei allem, was in der Kirche vor Ort unternommen wird, muss die Verantwortung für die Schöpfung im Blick behalten werden. Die Menschen vor Ort entsprechend zu sensibilisieren, ist eine ständige pastorale Aufgabe.

10. Räume für Begegnung erhalten und neu schaffen

Die Zentralisierung in den großen Seelsorgeeinheiten darf nicht zu einem Verlust an Begegnungsorten führen. Es gilt Sorge zu tragen, dass es an jedem Ort angemessene Möglichkeiten gibt, damit Menschen ihrem Bedürfnis nach Begegnung, Austausch und Gottesdienst nachkommen können (Bürgerhaus, Mehrgenerationenhaus, Jugendtreff, Dorfwirtschaft ...). Das ist eine Aufgabe für alle am Dorfgeschehen beteiligten Menschen, insbesondere für die Verantwortungsträger.



Verabschiedet von der Bundesversammlung der Katholischen Landvolkbewegung (KLB) am 25. April 2015 in Landvolkshochschule Freckenhorst, siehe dazu auch www.klb-deutschland.de.

6.3 Die Pfarrei als pastoraler Raum

Von Martin Pott

Vor fünfzig Jahren, als ich Kind war, galt Hl. Kreuz in Aachen als stolze Pfarrei und als lebendige Gemeinde. Heute hat Hl. Kreuz zwei Drittel ihrer Mitglieder verloren. Heute ist Hl. Kreuz fusioniert, ist zusammen mit sechs weiteren Ex-Pfarreien eine Gemeinde der neuen Großpfarre Franziska von Aachen in der Aachener Innenstadt. Vieles und Viele in der Gemeinde sind kleiner und älter geworden. Ein alteingesessenes Gemeindeglied, Pensionär, sagt mir: „Es tut schon weh zu sehen, wie wir mit weniger Personal auskommen müssen und vieles nicht mehr so geht. Aber ich finde es trotzdem richtig, dass in diese neuen Projekte investiert wird!“

Auf was wird hier angespielt? Neben der Kirche Hl. Kreuz, in den Räumen der ehemaligen Pfarrbücherei, ist etwas gewachsen, was man als „lokale Kirchenentwicklung“ bezeichnen mag. „Diesseits“ dreht sich um das Thema „Trauer“. Es wird von der neuen Großpfarre und den Maltesern getragen. Hier ist ein Ort entstanden für Kinder, junge Erwachsene und ältere Menschen, mit festen Gruppen ebenso wie offenen Sprechstunden. Die 1A-Schau-fensterlage des Projekts mitten in der Aachener Studierenden-Meile ist nicht zuletzt Grund dafür, dass im neunköpfigen Team auch junge Freiwillige anzutreffen sind. Hier wächst Kirche neu. Hier ist Kirche nicht Zweck, sondern Mittel. Hier geht Kirche aus sich heraus. Sie verausgabt sich an ein Thema, das jedes Leben berührt: die Trauer. Weil das glaubhaft ist, steigen Leute ein und geben freiwillig Zeit und Energie. So wächst in gemeinsamer Anstrengung ein Raum, in dem Trauer zeigbar wird und auch die korrespondierenden Gefühle von Wut, Scham und Schuld vorkommen dürfen.

Folgt man der Pontstraße ein paar hundert Meter weiter, kommt man zur Pfarrkirche des pastoralen Raums Aachen Mitte. In deren Schatten liegt „kafarna:um“ – „eine Hauskirche

PRAXISBERICHT



Dr. Martin Pott, Referent für Pastoralentwicklung im Bischöflichen Generalvikariat Aachen, Dozent für Pastoraltheologie am Interdiözesanen Seminar Lantershofen, ehrenamtliche Mitarbeit im „Eilendorfer Bündnis für Integration“.



von Jugendlichen und jungen Erwachsenen“. Hier haben sich junge Menschen erst einen kleinen Raum, dann einen größeren und schließlich das ganze Erdgeschoss samt Keller „erobert“ – und verwandelt. Hier wird musiziert und Theater gespielt, hier werden Hausaufgaben gemacht, einfach abgehängt und gefeiert. Aber hier wird mit der gleichen Selbstverständlichkeit und Intensität im zentralen Raum der Jugendkirche gebetet und Liturgie gefeiert. Klassisch ist das Taizé-Gebet, aber es gibt auch das „service:intervall“, einen Gottesdienst mit Tiefgang und gemeinsamer Mahlfeier, „ein Update für Dich“. In Kafarna:um firmt schon mal der Weihbischof im Rahmen einer Tischmesse. Auf einem Banner steht: „In meiner Kirche sind bunte Menschen willkommen!“

Sind die großen Pfarreien nicht viel zu anonym?

Eine Etage höher hat „Zeitfenster“ ein provisorisches Zuhause. Diese Personalgemeinde von Erwachsenen hat sich im Nachgang zu einer Kommunionkatechese aus denen gebildet, die in den klassischen Territorialgemeinden nicht das fanden für sich, was sie suchten. Früher hätte man das Ganze vielleicht Basisgemeinde genannt, heute eher eine „FreshX“, eine „fresh expression of church“ mit einem harten Kern von vielleicht 50 Sympathisanten und Sympathisantinnen. Auch diese Gemeinde ist bemüht, nicht nur sich selbst gut zu tun. Immer wieder provoziert sie in die Stadt hinein. Dazu gehören fantasievolle sogenannte „urban interventions“, wo auf ungewöhnliche Weise die Passantinnen und Passanten quasi mit der Nase auf etwas gestoßen werden. Bei der letzten der alle sieben Jahre in Aachen stattfindenden Heiligtumsfahrten hingen z. B. eines Morgens an über hundert Pfählen von Straßenschildern kleine Spiegel mit der Unterschrift: „Noch ein Heiligtum“. Das jüngste Projekt der Gemeinde ist „Zeitfenster – der Gottesdienst“. Ein monatliches Angebot für vor allem jüngere Erwachsene, die eine andere Art Gottesdienst suchen. Geworben wird mit dem Slogan „gute Musik, entspannte Leute, normale Sprache“. Dieser andere Gottesdienst mit dem markanten schwarzen Raben als „Lockvogel“ lebt von einer Verkündigung auf der Höhe der Zeit, handgemachter Musik jenseits von neuem geistlichen Lied und Zeit für persönliche Meditation. In einer Phase der Feier z. B. kann man zu einer von drei (ehrenamtlichen) Mitarbeiterinnen der Gemeinde gehen, und für sich beten oder sich segnen lassen. Das Format hat offensichtlich ein „Kundenbedürfnis“ getroffen: Die Kirche ist voll von Menschen, die hier etwas finden, was sie als Nahrung für ihr Leben suchen.

Drei Beispiele einer Kirche, die sich gegen den Trend der Exkulturation gezielt neu inkulturieren. Drei lokale Entwicklungen, deren Akteure und Teilnehmende an eine „normale“ Gemeinde wohl kaum mehr andocken könnten und wollten. Drei Kirchorte der Pfarrei Franziska von Aachen also, die keine Funktion für „die eigentliche Gemeinde“ haben, sondern die Kirche neu generieren.

Wie konnte so etwas entstehen, was sind die Bedingungen dafür? Eine notwendige Bedingung war ein Bischof, der offensiv zum Experimentieren und zum Gründen auffordert. Ein Bischof, der Fehlerfreundlichkeit anmahnt und Pluralität hochhält. Dazu ein leitender Pfarrer im pastoralen Raum, der den Hauptberuflichen, die als Gründerinnen und Gründer für die drei Projekte Pate standen, Freiraum gibt. Der ihnen den Rücken freihält gegenüber auch zu hörenden Stimmen, hier würden Geld und seelsorgliche Ressourcen verbrannt. Dies sind aber nur notwendige Bedingungen, sie sind nicht hinreichend. Das Ganze kann letztlich nur entstehen durch Menschen, die Dinge, wofür ihr Herz brennt, in die Hand nehmen. Dies waren zu Beginn der Projekte eine Gemeindeferentin, ein Gemeindeferent und ein Pastoralreferent. Dies sind heute mehr und mehr junge und ältere Volunteers. Sie schätzen vor allem dreierlei: Dass es konsequent um einen Beitrag zum Leben-Können der Menschen geht; dass hier Kirche wirklich kokreativ verheutigt wird; und dass im Umgang miteinander etwas von dem Geist dessen erfahrbar ist, „der allen das Leben, den Atem und alles gibt“ (Apg 17,25).



Weitere Informationen auf:
www.franziska-aachen.de;
www.diesseits-aachen.de;
www.kafarnaum.de; www.zeitfenster-aachen.de.

6.4 Inklusion befeuert Gemeinsam Kirche (zu) sein

IDEE

Von Jochen Straub

Oft wird Inklusion als eine Angelegenheit betrachtet, die nur Menschen mit Behinderung betrifft – bestenfalls noch deren Angehörige, ihre Ärzte und Sozialpädagogen. Inklusion geht jedoch viel weiter. Inklusion ist eine Vision von gelingender Gesellschaft für alle Menschen ohne Barrieren und besonders ohne soziale Barrieren. Inklusion meint die Veränderung der Verhältnisse der Menschen zueinander, die Überwindung von Exklusionsmechanismen und sozialer Kälte.

Das Bemühen um Inklusion erneuert die Kirche. Es zeigt, in welche Richtung die Kirche gehen muss – um immer mehr die Kirche Jesu Christi zu werden und dem wiederkommenen Herrn entgegenzugehen. Inklusion sagt, was es heißt, Gemeinsam Kirche zu sein. Die Kirche ist aufgefordert, in allen ihren Untergliederungen Menschen mit Behinderung als Subjekte des kirchlichen Lebens, der Verkündigung und des Gotteslobes anzuerkennen. Menschen mit Behinderung müssen am ganzen Leben der Kirche beteiligt werden, sonst verfehlt sie ihren Anspruch, für alle Menschen da zu sein.

Inklusion vertieft die Sendung der Kirche zu allen Menschen in einen Sozialraum. In der Begegnung von nichtbehinderten Menschen mit behinderten Menschen und ihren Angehörigen können Menschen lernen, dass das wirklich Lebendige und Glückende menschlichen Lebens oftmals im Mantel des scheinbar Unauffälligen, Schwachen und ungewohnt Anderen zu erkennen ist. Daran erinnern die deutschen Bischöfe in ihrem Wort zur Situation der Menschen mit Behinderungen: *unBehindert Leben und Glauben teilen* [Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.): *unBehindert Leben und Glauben teilen*. Die deutschen Bischöfe Nr. 70 (Bonn 2003)].

unBehindert Leben und Glauben teilen ist eine wichtige Botschaft, die Gesellschaft immer mehr menschlicher zu gestalten. Und diese Botschaft glaubwürdig zu verkünden und zu bezeugen setzt voraus, sie in den Institutionen und Einrichtungen, in den Verbänden und Pfarreien zu verwirklichen. Auf dem Weg dorthin braucht es allerdings eine bestimmte Kultur: die Kultur der Achtsamkeit. In dem Wort *unBehindert Leben und Glauben teilen* messen die deutschen Bischöfe einer Kultur der Achtsamkeit einen bedeutenden Platz zu. Diese Kultur ist idealerweise dialogisch.

Achtsamkeit – Ein Blick auf den Sozialraum

Bleibt man am Betrachtungsfeld von Menschen mit Behinderung, so lohnt es erst einmal, den Begriff zu definieren. Die Rechtsgrundlage ist der § 131 des 9. Buches im Sozialgesetzbuch: Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen. Nach diesem sind Menschen dann behindert, wenn ihre körperliche Funktion, geistige Fähigkeit oder seelische Gesundheit mit hoher Wahrscheinlichkeit länger als 6 Monate von dem für das Lebensalter typischen Zustand abweichen und daher ihre Teilhabe am Leben in der Gesellschaft beeinträchtigt ist. Sie sind von Behinderung bedroht, wenn die Beeinträchtigung zu erwarten ist. In der Schwerbehindertenstatistik werden bei mehreren vorhandenen Behinderungen die schwersten Behinderungen ausgewiesen. Die Auswirkung auf den Grad der Teilhabe am Leben wird als Grad der Behinderung (GdB) nach Zehnergraden abgestuft festgestellt. Als schwerbehinderte Menschen gelten Personen, denen von den Versorgungsämtern ein Grad der Behinderung (GdB) von 50 oder mehr zuerkannt worden ist. Die Zahl der schwerbehinderten Menschen ist im Sozialraum mit ungefähr 10 % einzusetzen. Darin eingeschlossen sind Menschen mit körperlicher Behinderung, seelischer Behinderung, Sinnesbehinderung



Jochen Straub, Leiter des Referats „Seelsorge für Menschen mit Behinderung im Bistum Limburg“, Schwerpunkt seiner Tätigkeit die Exerzitenarbeit für Menschen mit geistiger Behinderung und die partnerschaftliche Exerzitenarbeit, Sprecher des Arbeitskreises Seelsorge und Theologie der Bundesvereinigung Lebenshilfe e. V., aktiv im Ausschuss Pastoral des Fachverbandes Caritas, Behindertenhilfe und Psychiatrie, Autor und Co-Autor diverser Bücher und Publikationen. Weitere Informationen auf: www.behinderten-seelsorge.bistumlimburg.de.

im Sinne von Seh- und Hörbehinderung und Menschen mit geistiger Behinderung. In den christlichen Gemeinden vor Ort ist von einem etwas höheren Prozentsatz auszugehen. Dies liegt an der steigenden Zahl der Altersbehinderung, die im Blick auf die aktiven Gemeindeglieder zu erwarten ist. Aus pastoraler Hinsicht sind die zahlenmäßig nicht erfassten Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Arbeit mit beeinträchtigten Menschen und die Angehörigen hinzuzuzählen. Gerade diese haben häufig, obwohl selbst nicht behindert, einen veränderten Lebensablauf und/oder besondere Bedürfnisse hinsichtlich pastoraler Begleitung.

Wünsche behinderter Menschen an die Pfarrei

In einem Projekt im Bistum Limburg wurden Menschen mit Behinderungen gefragt: Was wünschen Sie sich von Ihrer Gemeinde? Menschen mit Behinderungen sind eingeladen, ihre Wünsche an ihre Heimatgemeinden zu formulieren. Bedingung ist: Die Wünsche sollen auf große Wegweiser gestaltet werden. Auf den Schildern sollen die Namen der Wünschenden am besten mit einem Foto und den Namen ihrer Heimatgemeinden ersichtlich sein. Die Wünsche werden gesammelt und an ihre Heimatgemeinden übergeben. Das Projekt „Weg-weisen.de“ ist in dieser Form ein Projekt zur Kommunikationsassistenz. Es soll einen Beitrag zu einer inklusiven Gemeinde liefern, das heißt gemeinsam vor Ort Kirche zu sein mit Menschen mit Behinderung. Die Wünsche der beteiligten behinderten Menschen zielen auf alle Grundvollzüge von christlicher Gemeinde.

Einige Beispiele:



Koinonia – Gemeinschaft:

„Ich suche Kontakt zu anderen Menschen und möchte mit ihnen gemeinsam Freizeitaktivitäten verbringen, z. B. wandern, ins Kino gehen.“

Exemplarisch steht dieser Wunsch für viele Wünsche, die auf Gemeinschaft mit anderen in der christlichen Gemeinde und darüber hinaus zielen.



Liturgia – Feier:

„Ich möchte Messdiener werden.“

Stellvertretend beschreibt dieser Wunsch die vielen Wünsche, die darauf zielen, in Liturgie in den unterschiedlichsten Aufgabenfeldern sowohl vorbereitend (Küsterdienste, Kirchenschmuck etc.) als auch aktiv tätig (Messdiener, Kommunionhelfer, ...) mitzuwirken.

Diakonia – tätige Nächstenliebe:

Stellvertretend für viele andere Wünsche steht dieser Wunsch, diakonisch tätig zu sein. Menschen mit Behinderung möchten nicht (nur) als Objekt der Caritas, sondern als Subjekt der Caritas und Diakonia ihr Christsein leben. Kranke besuchen, etwas für andere tun, gilt für die behinderten und für die nicht behinderten Gemeindemitglieder.

„Ich möchte gerne für den Basar basteln.“

**Martyria – Zeugnis:**

Diese beiden Wünsche sprechen für die vielen Stimmen, seinen Glauben leben zu dürfen und seinen Glauben zeigen zu wollen. Das Recht auf sonntäglichen Gottesdienst als Feier von gemeinsam Kirche sein als auch der Wunsch, Menschen über den Glauben zu erzählen und diesen lebendig zeigen zu dürfen, ist in vielen Wünschen hautnah zu spüren.

„Ich möchte gerne Sternsinger sein.“



Bei allen Wünschen an die vier Grundvollzüge von Kirche ist eines spürbar: Wir müssen von der Inklusion am Beispiel behinderter Menschen eigentlich zu einer In-Korporation kommen: Wir sind alle Glieder am einen Leib Jesu Christi! Jedes Glied ist wichtig! Jeder hat etwas einzubringen! Das Bistum Limburg hat in Kooperation mit der St. Augustinus Behindertenhilfe Neuss und dem Fachverband „Caritas Behindertenhilfe und Psychiatrie – CBP“ ein Gebetsblatt erstellt. Darauf ist ein treffendes Bild für diese In-Korporation: Ein großes Kreuz in dem viele bunte und verschiedene Kreuze gestaltet sind. Sie alle ranken sich um eine Mitte. Dazu ist eine Bibelstelle aus dem Römerbrief in einfache Sprache übersetzt.

„Ein rollstuhlgerechter Eingang wäre schön.“



Jeder Leib hat viele Glieder.
 Jedes Glied hat eine andere Aufgabe.
 In Jesus Christus sind die vielen Glieder ein Leib.
 Als Einzelne sind wir Glieder, die zueinander gehören.
 Wir haben unterschiedliche Gaben.
 Sie wurden uns geschenkt.
 Manche können gut reden. Sie sollen reden wie Jesus.
 Manche können helfen. Sie sollen helfen wie Jesus.
 Manche können gut lehren. Sie sollen lehren wie Jesus.
 Manche können trösten. Sie sollen trösten wie Jesus.
 Manche können ermahnen. Sie sollen ermahnen wie Jesus.
 Manche können vieles geben. Sie sollen geben wie Jesus.
 Manche können leiten. Sie sollen leiten wie Jesus.
 Manche können Gutes tun. Sie sollen Gutes tun wie Jesus.
 Meidet das Böse, haltet fest am Guten.

(Elementarisierung nach 1 Kor 12,4–9)

Inklusion und UN-Behindertenrechtskonvention – eine fremdprophetische Anfrage

Der Begriff der Inklusion muss im Zeichen der Un-Konvention über die Rechte behinderter Menschen gelesen werden. Doch was heißt das für Kirche und gemeinsam Kirche sein? Für mich ist die UN-Behindertenrechtskonvention eine Anfrage an Kirche. Diese Anfrage kommt von außen und hat den Charakter einer Fremdprophetie: Wie haltet ihr es? Somit kann sie uns erinnern an die Frohe Botschaft Jesu Christi. Diese fordert uns seit mehr als zweitausend Jahren, gemeinsam Kirche sein. Gerade der Ansatz von Inklusion, nicht nur bauliche, sondern vor allem soziale Barrieren abzubauen, führt uns unmittelbar in das Zentrum unseres kostbaren Propriums.

Der Nevigeser Wallfahrtsdom ist eine Wallfahrtskirche auf dem Hardenberg im Velberter Ortsteil Neviges. Als Ursprung der Wallfahrt gilt eine Marienerscheinung des Dorstener Franziskaners Antonius Schirley 1676. Die heutige Kirche, die den Namen „Maria, Königin des Friedens“ trägt, wurde 1968 vom Architekten Gottfried Böhm konzipiert.

Wallfahrer auf dem Weg zum Gottesdienst im Mariendom Neviges am 11. Mai 2011.

Ein Antwortversuch planvollen Handelns

Im Bistum Limburg gibt es den ersten Aktionsplan zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention eines Bistums in Deutschland. „Zum Handeln gerufen“ – diese Feststellung bildet den ersten Teil des Engagementplans. Eine Vergewisserung der biblischen Fundamente, verglichen mit der UN-Konvention, führt zu Visionen und Zielen. „Ruf und Antworten“ – unser Engagement. Der Engagementplan im zweiten Teil zeigt Schritte auf, die schon heute getan werden. „Einfach anfangen – bewusst weitermachen!“ – sind eine Handlungsempfehlung im dritten Teil des Aktionsplans. Gemeinsam Kirche sein braucht die theologische und inhaltliche Vergewisserung. Ebenso braucht sie aber Menschen, die im doppelten Wortsinn beherzt einfach anfangen und erste Schritte tun beziehungsweise gute erste Schritte weitergehen: Behindert sein oder nicht behindert sein gehören dann selbstverständlich zusammen.



7.

Wir wollen gemeinsam Kirche sein für alle Menschen

Von Dr. Felix Genn
Bischof von Münster
Vorsitzender der Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste
der Deutschen Bischofskonferenz

Es mag Zufall sein, dass „Gemeinsam Kirche sein“ das 100. Wort in der Reihe „Die deutschen Bischöfe“ ist. Jedoch signalisiert die Zahl 100 recht gut die Bedeutung des Wortes zur Erneuerung der Pastoral. So wie die Zahl 100 das Ende einer Zahlenfolge darstellt, so dokumentiert „Gemeinsam Kirche sein“ nach der erfolgreichen Verabschiedung von Pastoralplänen und Leitbildern in (Erz-)Diözesen und Pfarreien einen gewissen Abschluss der Neuorientierung der Pastoral. Aber so, wie die 100 der Beginn einer neuen Zählung darstellt, geht es jetzt erst richtig los – keineswegs von vorn, sondern mit neuen Zahlenwerten.

Vieles ist klarer, manche Strukturmaßnahme ist auf den Weg gebracht. Das Entscheidende bleibt jedoch, dass die Kirche die ihr zugemuteten Veränderungen in einen Impuls für die Erneuerung des Glaubens, der Vertiefung der Hoffnung und der Radikalisierung der Liebe verwandelt. Die Kirche soll immer mehr Leib Christi werden, sie soll immer christusförmiger werden! Das geschieht grundsätzlich dadurch, dass sie die Herausforderungen der Zeit nicht nur an sich geschehen lässt, sondern mutig und kreativ, mit der Zuversicht auf den Beistand des Heiligen Geistes annimmt.

Wenn wir im Jahre 2015 ein Wort zur Erneuerung der Pastoral unter das Leitmotiv „Gemeinsam Kirche sein“ stellen, erinnern wir uns an das Grundanliegen des Zweiten Vatikanischen Konzils. Bevor die große dogmatische Konstitution *Lumen gentium* über die Bischöfe, die Priester und die voneinander unterscheidbaren besonderen Dienste handelt, erinnert sie uns an das, was die Kirche als Ganze ausmacht. Sie ist das Volk Gottes. Sie ist gemäß dem Wort des Apostels Paulus der *eine* sakramentale Leib Christi, der aus *vielen* Gliedern besteht. Nur gemeinsam können die verschiedenen Dienste und Ämter, Charismen und Fähigkeiten den in seiner Kirche anwesenden Christus in der Welt sichtbar und spürbar werden lassen. Auch wenn die Kirche nur das Zeichen seiner Anwesenheit ist, so wirkt er doch in diesem und durch dieses Zeichen das Heil in der Welt.

Umkehr aus einer Situation der Entfremdung

Am Schluss unseres Wortes sprechen wir von der Umkehr der ganzen Kirche zu dieser Gemeinsamkeit. Es ist die Gemeinsamkeit aller, die durch die Taufe in die Gemeinschaft mit Jesus Christus aufgenommen sind und von der niemand ausgeschlossen ist. Und es ist die Gemeinsamkeit, die in einer arbeitsteiligen Gesellschaft leicht verloren geht. Zu plausibel ist eine Angebotspastoral, in der sich die professionellen Veranstalter von Events den Zuschauern, die Anbieter von Dienstleistungen den Empfängern oder die Produzenten von Waren den Konsumenten gegenüberstehen. Plausibel ist in einer arbeitsteiligen Gesellschaft, auch die religiösen Grundüberzeugungen an Spezialisten zu delegieren. Eine derar-

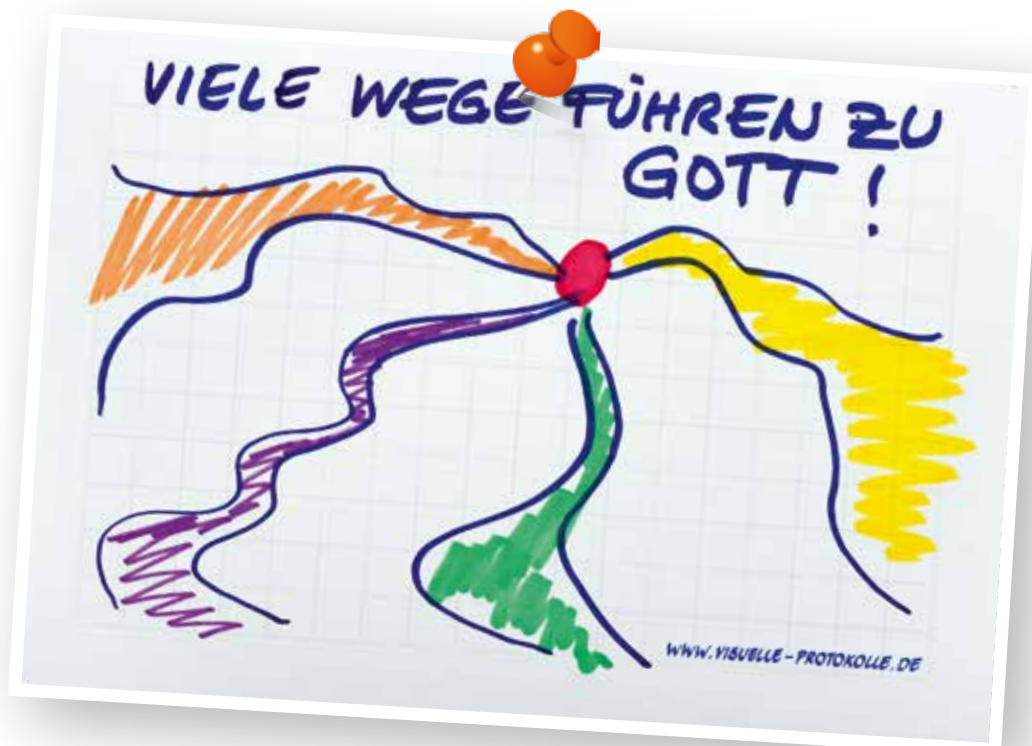
tige Delegation entfremdet viele Menschen von dem, was sie „unbedingt angeht“ und was sie gar nicht delegieren können: Den Glauben, die Hoffnung und die Liebe kann man nicht an Spezialisten delegieren, ohne sie zu verlieren.

Jedoch ist die Gefahr derartiger Entfremdungseffekte unausweichlich, wenn die Kirche das Evangelium in der heutigen Gesellschaft präsent machen will. Denn wir leben in einer hochkomplexen, unübersichtlichen und arbeitsteiligen Gesellschaft. Wer meint, dass die Kirche dem ausweichen könnte, zahlt den Preis einer Zeit- und Weltflucht, durch die er sich umso mehr den anonymen Mechanismen der Gesellschaft ausliefert. Nur wenn die Kirche das Evangelium unter den Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft verkündet, kann sie die von Jesus Christus verheißene Befreiung von Sünde und Tod schon jetzt wirksam werden lassen.

Die Kirche kann nicht aufhören, den Menschen auch in der Situation der Entfremdung nahe zu bleiben, weil sie sonst aufhört, den Gott zu bezeugen, der sich den Menschen zugewandt hat – so sehr, dass er selbst Mensch geworden ist. Und sie kann dieses Zeugnis glaubwürdig geben, weil sie selbst unter diesen Bedingungen der Entfremdung sich um dieses Zeugnis bemühen muss. Denn es gibt nichts wahrhaft Menschliches, was nicht in den Herzen der Jünger Christi seinen Widerhall fände – wie *Gaudium et spes* Nr. 1 formuliert. Die Kirche kann erfahrbar machen, wie gut es für uns Menschen ist, wenn wir derartigen Entfremdungsmechanismen widerstehen. Welcher Reichtum des Lebens eröffnet sich, wenn wir an der Hoffnung festhalten und über sie Rechenschaft ablegen! Ein solches missionarisches Zeugnis erfordert, immer wieder umzukehren und sich dem zu öffnen, der in der ganzen Kirche anwesend ist und wirkt.

Haben wir denn bisher alles falsch gemacht?

Viele priesterliche Mitbrüder fragen immer wieder mit Sorge, worin denn dann ihre Aufgabe besteht, wenn doch die ganze Kirche sakramentaler Leib Christi ist. Sind sie nicht aus-



tauschbar, wenn alle Unterschiede eingeebnet, Über- und Unterordnung beseitigt werden? Wie soll dann noch das geistliche Leitungsamt ausgeübt werden, wenn es in der Vielfalt der Leitungsmodelle unterzugehen droht? Wozu braucht es dann noch den Priester?

Darauf ist zu antworten: Von den vielen Charismen und Diensten zu reden, wie es die Heilige Schrift vorgibt, heißt nicht, alles als einerlei und beliebig zu erachten. Die Vielfalt der Lebensäußerungen und Sendungen sind der Reichtum der Kirche. Ihnen gemeinsam ist, dass sie auf ihre je eigene Weise an je verschiedenen gesellschaftlichen Orten Glaube, Hoffnung und Liebe für die Menschen spürbar werden lassen. Heildienst und Weltdienst kann man nicht trennen. Der Dienst der Christen in der Welt und für die Menschen besteht darin, ihnen die Botschaft zu bringen, dass das Heil in Jesus Christus sich in der Geschichte der Menschen ereignet hat. Die Liebe zu den Menschen und der Dienst an ihnen gewinnen dann ihre unüberbietbare Radikalität, wenn sie in der Hoffnung auf Gott geschehen, der sich selbst in Jesus Christus offenbar gemacht und verheißen hat, am Ende der Zeit wiederzukommen. Die Getauften immer wieder daran zu erinnern, wie gut es ist, den Horizont des eigenen Lebens und Handelns durch die Hoffnung auf Gottes Güte zu weiten, ist die eigene und unersetzbare Aufgabe der Priester. Es bedarf derjenigen, die diese Wahrheit verkünden. Die Wahrheit verkünden heißt nicht, den Menschen irgendein Wissen von außen anzudozieren, sondern präsent zu sein, damit sich die Charismen entfalten können, die durch das Wirken des Heiligen Geistes und durch unsere freie Zustimmung zu diesem Wirken bereits in uns sind. Denn diese Entfaltung unserer Charismen geschieht in Kommunikation, ist nur gemeinsam möglich.

Im Dienst an der Einheit der Kirche Christus repräsentieren!

Wir Priester machen die Kirche nicht. Unsere vorrangige Aufgabe besteht nicht darin, Gruppen zu initiieren oder Organisationen zu managen. Das können andere oftmals besser. In Deutschland blicken wir auf eine lange Tradition des Mündigwerdens der Laien. Laien sind gewohnt und geschult, das Verbands- und Gruppenleben zu gestalten, die Frohe Botschaft im Dienst für das Gemeinwohl des Dorfes und der Stadt zu bezeugen und in der Caritas und ihren Einrichtungen Menschen in Not nahe zu sein. Wir Priester und Bischöfe haben die unverzichtbare Aufgabe, der Einheit dieser vielfältigen Lebensäußerungen der Kirche zu dienen und an Christus zurück zu binden. Wir sind Katalysatoren der Einheit der Kirche. Der Dienst an der Einheit ist anspruchsvoll. In vielen Fällen erkennen wir, dass wir nur mit Gottes Hilfe die Einheit zwischen manchmal konkurrierenden oder gar verfeindeten Brüdern und Schwestern erreichen können. Sich bereitwillig in diesem Dienst an der Einheit geistlich leiten zu lassen, ist ein wichtiges Merkmal des besonderen Dienstamtes.

Das geistliche Leitungsamt ist also nicht definiert durch Macht und Entscheidungsgewalt – das wäre eine sehr säkulare und partikulare Definition –, sondern hinsichtlich seiner Dienstfunktion für das Ganze: Einheit der verschiedenen Gruppierungen und Kulturen der Kirche untereinander und dadurch mit Jesus Christus. Damit werden für uns die Anfänge der Kirche in der Geschichte wieder sehr aktuell. Schon die biblische Botschaft verkündet die Einheit als das entscheidende Zeichen der Verbundenheit mit Christus. Und sie verkündet sie nicht als eine problemlos und selbstverständlich gegebene Realität, sondern als ein Ringen, eine Aufgabe, die zu bewältigen oft menschliche Macht übersteigt. Priester haben in diesem Dienst an der Einheit eine besondere Beziehung zu Jesus Christus. Sie repräsentieren ihn in ihrer Person, vor allem in der Feier der Eucharistie und aller Sakramente.

Nun ist die Einheit der Kirche nicht nur deswegen eine Aufgabe, weil es – wie schon zu biblischen Zeiten – Spaltungen gibt, sondern weil die Kirche aus einer legitimen und fruchtbaren Pluralität lebt. Die Kirche hat ihren Ursprung in der Menschwerdung Christi. Christus hat durch seine Menschwerdung die Vielfalt der Schöpfung angenommen und bewahrt. Er war ein Mensch unter vielen, in einem Volk unter vielen. Pluralität ist der Reichtum der

Kirche, nicht die Verdunklung der Eindeutigkeit ihrer Weisung. Es gibt viele Wege zu Gott. Die Aufgabe der Priester und Bischöfe besteht darin, die Kirche so zu leiten, dass sie immer mehr ein Raum wird, in dem Menschen sich auf den Weg zu Gott machen können. Die Diözesen und Pfarreien sind in diesem Sinne die Ermöglichungsräume für das Christwerden. Eine besondere Rolle spielen dafür die freien Zusammenschlüsse und Gemeinschaften, seien es Bewegungen oder Verbände, seien es Bruderschaften mit einer langen Tradition oder neue Formen wie Selbsthilfegruppen und Aktionsgruppen, die sich vorübergehend bilden und sich auf ein begrenztes Ziel konzentrieren. Diese Vielfalt in den Themen und auch in den Assoziationsformen macht den Reichtum der Kirche aus. Das Zweite Vatikanische Konzil erinnert uns daran, dass der Glaube ein Weg zu Gott ist und die ganze Kirche sich auf der Pilgerschaft befindet, dem wiederkommenden Herrn entgegen. Auch unsere Gruppen und Gemeinschaften sind Lerngemeinschaften, auch sie sind auf dem Weg – immer mehr ins Zentrum der Kirche, das der in der Eucharistie anwesende Herr selbst ist. Nicht, was ihnen noch fehlt, sorgt uns Bischöfe, sondern wieviel Hoffnung und Zuversicht in ihnen schon wirkt, wollen wir mit „Gemeinsam Kirche sein“ bejahen und bestärken.

Die Kirche bleibt den Menschen nahe

„Die Kirche bleibt den Menschen nah, auch wenn dieses nicht in jedem Fall durch einen geweihten Priester möglich ist“ – so hatte schon im Jahre 2007 Kardinal Karl Lehmann formuliert. Denn die ganze Kirche ist Sakrament der Einheit unter den Menschen und mit Jesus Christus. Kirche geschieht also auch in der praktizierten Nächstenliebe Einzelner oder von Einrichtungen der Caritas, im Weitererzählen der Frohen Botschaft in Familie und Schule, und in den vielfältigen Formen des Gotteslobes, das Laien schon immer haben erklingen lassen: in der Familie, bei Andachten, beim Tagzeitgebet, bei Wallfahrten und vieles andere mehr.





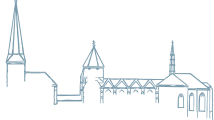
In unserem Wort zur Erneuerung der Pastoral formulieren wir die Notwendigkeit einer Änderung der Mentalität. Kulturell und geschichtlich gewachsene Rollenbilder zu überwinden fällt nicht leicht. Der Abschied von der Volkskirche, in der alle Lebensäußerungen der Kirche exklusiv und selbstverständlich aus dem Wirken der Priester hervorgingen, erzeugt Unsicherheit und Ängste. Dass die Kirche aber vital ist und sich in den freien Zusammenschlüssen der Getauften schon hier und da Umrisse einer neuen Sozialgestalt zeigen, darauf vertrauen wir, weil wir auf das Wirken des Geistes auch in unserer Zeit vertrauen. Der Prophet Jesaja formuliert eindringlich: „Seht her, nun mache ich etwas Neues. Schon kommt es zum Vorschein, merkt ihr es nicht?“ (Jes 43,19).





Wir alle sind uns bewusst, dass uns weitere Veränderungen zugemutet werden. Denn die Gesellschaft, in der die Kirche das Evangelium bezeugt, hat nicht aufgehört, sich zu wandeln. Die Erinnerung an das „Gemeinsam Kirche sein“, an das Leib Christi sein der Kirche, kann uns helfen, im Strudel der Ereignisse den Kopf über Wasser zu halten. Das können nur alle gemeinsam, die sich vom Evangelium berühren lassen und die dazu beitragen wollen, dass die Kirche in unserem Land Zukunft gewinnt.

Die Erneuerung der Kirche in Deutschland ist mit dem Wort „Gemeinsam Kirche sein“ keineswegs beendet. Es ist eher eine Art Zwischenruf auf einem längeren Weg, den wir mit „Gemeinsam Kirche sein“ erklingen lassen. Die hier formulierten Gedanken verstehen sich als Impulse. Es sind keine Gesetzestexte. Eher werfen sie Fragen auf, als dass sie sie beantworten – vor allem, wie dem Zeugnis der Kirche vor Ort, den Menschen nahe, Gesicht zu geben sei. Wir vertrauen darauf, dass dort, wo Menschen sich von der Freude des Evangeliums ergreifen lassen, die Kirche wächst und der Glaube Zukunft hat.

Münster, den 25. Mai 2016

Logos und Links

<p>www.pastoralentwicklung.kibac.de/aktuelles Auf dieser Seite sind u. a. die aktuellsten bischöflichen Leitlinien, Predigten, Vorträge etc. einsehbar.</p>	 Kirche im Bistum Aachen
<p>Der Link zur pastoralen Raum- und Personalplanung 2015 lautet: www.bistum-augsburg.de/Raumplanung-2025/Raumplanung-2025/Aktuelles</p>	 BISTUM AUGSBURG
<p>www.erzbistum-bamberg.de</p>	<p>ERZBISTUM BAMBERG</p> 
<p>www.erzbistumberlin.de/wir-sind/wo-glauben-raum-gewinnt</p>	 ERZBISTUM BERLIN
<p>www.bistum-dresden-meissen.de/erkundungsprozess/index.html</p>	 BISTUM DRESDEN-MEISSEN
<p>www.bistum-eichstaett.de</p>	 BISTUM EICHSTÄTT
<p>www.bistum-erfurt.de</p>	 BISTUM ERFURT
<p>www.zukunftsbild.bistum-essen.de/</p>	 Bistum Essen

<p>Im Dialogprozess der Erzdiözese Freiburg werden Optionen und Empfehlungen erarbeitet, die im thematischen Zusammenhang mit „Gemeinsam Kirche sein“ stehen und den Charakter von Leitperspektiven besitzen: www.ebfr.de/dialog.</p>	 <p>Erzdiözese Freiburg</p>
<p>www.bistum-fulda.de/bistum_fulda/bistumfulda2030/</p>	 <p>BISTUM FULDA</p>
<p>www.bistum-goerlitz.de</p>	<p>BISTUM GÖRLITZ </p>
<p>www.erzbistum-hamburg.de/gemeinsamkirche</p>	
<p>www.bistum-hildesheim.de</p>	 <p>BISTUM HILDESHEIM</p>
<p>Den „Pastoralen Zukunftsweg“ hat der Kardinal von Köln, Rainer Maria Woelki, in zwei Fastenhirtenbriefen von 2015 und 2016 beschrieben: http://www.erzbistum-koeln.de/erzbistum/erzbischof/dokumente/150218_fastenhirtenbrief_2015.pdf Der Zukunftsweg wird durch den Diözesanpastoralrat begleitet und unterstützt: www.erzbistum-koeln.de/dpr</p>	 <p>ERZBISTUM KÖLN</p>
<p>Das Bistum Limburg verfolgt einen dezentralen, partizipativen, geistlichen Ansatz. Auf Bistumsebene werden die laufenden lokalen Kirchenentwicklungsprozesse gestärkt und weitere angestoßen: www.kirchenentwicklung.bistumlimburg.de/home.html www.pfarrei-neuen-typs.bistumlimburg.de/home.html</p>	<p>Bistum Limburg </p>
<p>www.bistum-magdeburg.de</p>	 <p>BISTUM MAGDEBURG</p>

<p>dcms.bistummainz.de/bm/dcms/sites/bistum/dienste/info/aktuell/bistumsprozess/kommunikat/infobrf.html</p>	
<p>www.erzbistum-muenchen.de www.pastoral-gestalten.de http://www.pastoral-gestalten.de/fileadmin/user_upload/160211_Anlage_-_Leitlinien_f%C3%BCr_das_pastorale_Handeln.pdf</p>	
<p>www.pastoralplan-bistum-muenster.de</p>	 <p>Bistum Münster</p>
<p>www.bistum-osnabrueck.de Der Leitbildprozess der Diözese Osnabrück findet unter dem Stichwort „Kirche der Beteiligung“ statt.</p>	
<p>www.zukunftsbild-paderborn.de</p>	
<p>Das Bistum ist mit Bischof Dr. Stefan Oster SDB auf dem Weg der Neuevangelisierung. Eine bischöfliche Kommission für Neuevangelisierung betrachtet aus verschiedenen Blickwinkeln, wie Glaube und Kirche heute wachsen können. Sie sucht auch nach Orten, an denen Glaube wächst – und eruiert die Gründe dafür. Es gibt eine AG 2020, die Zukunftsfragen für Pfarrgemeinden und Pastoral andenkt. www.bistum-passau.de</p>	
<p>www.bistum-regensburg.de</p>	

<p>www.kirche-am-Ort.de</p>	 <p>Diözese ROSENBURG- STUTTGART</p>
<p>www.bistum-speyer.de/bistum-speyer/gemeindepastoral-2015/</p>	 <p>BISTUM SPEYER</p>
<p>www.bistum-trier.de/bistums-synode/</p>	 <p>BISTUM TRIER</p>
<p>www.bistum-wuerzburg.de</p>	 <p>diözese würzburg Kirche für die Menschen</p>

Gebet

Gott, du unser Vater,
mitten in Krisen und Verwirrungen, in Not und Tod,
staunen wir immer wieder
über das neue Leben, das heranwächst.
In jedem Kind schaust du uns ja mit hellen Augen an.
Gib, dass wir dem Leben trauen,
das du uns schenkst,
und lass es uns mit großer Wachsamkeit und Achtung
bewahren, weitergeben und zur Entfaltung bringen.
Jesus Christus, du unser Herr,
mitten in Lärm und Hektik,
in Sprachlosigkeit und Wörterfluten
staunen wir immer wieder
über das erlösende Wort, das du selbst bist.
Leben, Liebe und Hingabe bist du,
ganz Gott und ganz Mensch für uns.
Gib, dass wir von dir, dem Wort des Lebens, sprechen
und ihm Hand und Fuß, Gesicht und Herz geben,
damit alle Generationen davon leben können,
heute und morgen – bis an die Grenzen der Erde.
Gott, du Heiliger Geist,
mitten in Angst und Verzweiflung,
in aller Gleichgültigkeit und Beliebigkeit
staunen wir immer wieder über die Kraft von oben,
die uns in Gebet und Tat zuwächst.
In jedem echten Aufbruch und Neuanfang
Erkennen wir dein Wirken.
Gib, dass wir zu glaubwürdigen Zeugen und Zeuginnen
deines Lebens und deiner Kraft werden,
und ermutige uns, in der Gemeinschaft unserer Kirche
im Glauben zu wachsen, in der Hoffnung weiterzugehen
und in der Liebe zu bleiben.
So werden wir immer mehr zu Menschen,
die als Getaufte zu Recht den Namen Christen tragen
in Demut und Selbstvertrauen,
in Gelassenheit und Leidenschaft,
allen Menschen zur Freude
und dir zur Verherrlichung.
Schenke uns dazu deinen Segen,
DU, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist. Amen.

www.gemeinsam-kirche-sein.de

Impulse, Einsprüche und Ideen zur Umsetzung des Wortes der deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral „Gemeinsam Kirche sein“ sind in zwei Fassungen erhältlich:

- eine kürzere Printversion in der Reihe Arbeitshilfen, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Kaiserstraße 161, 53113 Bonn, Internet: www.dbk.de
- eine längere Internetversion, die auf der Website der Katholischen Arbeitsstelle Missionarische Pastoral (KAMP) zu finden ist: www.gemeinsam-kirche-sein.de

In seinem Vorwort zum Bischofswort „Gemeinsam Kirche sein“ vom 1. August 2015 hatte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, herzlich dazu eingeladen, „in den jeweiligen Pfarreien, in Gemeinschaften, Verbänden und Gruppierungen vor Ort die pastorale Erneuerung der Kirche anhand der theologischen Leitgedanken unseres Textes mitzugestalten und uns, den Bischöfen, Rückmeldungen dazu zu geben, wie dies gelingen kann“.

Die Internetversion der Impulse, Einsprüche und Ideen kann und soll weiterwachsen. Über einen längeren Zeitraum sammeln die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Katholischen Arbeitsstelle Missionarische Pastoral (KAMP) Praxisberichte und methodische Anregungen und stellen sie unter der oben genannten Website ins Netz.



Impressum

Herausgeber:
Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz
Kaiserstraße 161, 53113 Bonn
Internet: www.dbk.de

Gestaltungskonzept: MediaCompany –
Agentur für Kommunikation GmbH

Druck: DCM Druckcenter Meckenheim

Illustrationen: www.visuelle-protokolle.de

Fotos:

Titel li.: KNA, Wolfgang Radtke
Titel re.: KNA, Markus Nowak
S. 7: KNA, Harald Oppitz
S. 11: KNA, Harald Oppitz
S. 13: KNA, Harald Oppitz
S. 15: Citykirche Wuppertal
S. 16: KNA, Elisabeth Schomaker
S. 21: KNA, Markus Nowak
S. 28: KNA, Andrea Krogmann
S. 32: Peter-Paul Straube
S. 36: KNA, Harald Oppitz
S. 40: KNA, Barbara Mayrhofer
S. 44: KNA, Harald Oppitz
S. 46: KNA, Harald Oppitz
S. 48: KNA, Bert Bostelmann
S. 50: KNA, Harald Oppitz
S. 53: KNA, Wolfgang Radtke
S. 54: KNA, Harald Oppitz
S. 57: KNA, Elisabeth Schomaker
S. 59: KNA, Bert Bostelmann
S. 62: KNA, Markus Nowak
S. 70: Jochen Straub
S. 71: Jochen Straub
S. 72: KNA, Wolfgang Radtke